

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

17. (7. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Gesellschaft nur zögernden Schrittes das herrliche Gotteshaus, während der Schall des mächtigen Glockengeläutes weithin verhallte.

## 17. (7. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 9. Februar 1898, abends 7<sup>1/2</sup> Uhr**

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses,  
Matthäikirch-Strasse 20/21.

Vorsitz: Herr Geh. Reg.-Rat E. Friedel.

Zunächst wird das Vorstandsmitglied Herr Schulrat Professor Dr. Karl Euler zu seinem 70. Geburtstag, den er gestern gefeiert, auf das Herzlichste begrüsst, worauf Herr Euler mit freundlichen Worten dankt.

1. Zum Kapitel Aberglaube und Volksvorstellung teilt unser Mitglied Prediger E. Handtmann zu Seedorf bei Lenzen a. d. Elbe folgende zwei Beiträge an Herrn E. Friedel für die heutige Sitzung mit.

a) Ihre Mitteilung über Blitzröhren (Brandenburgia V, 108) erlaube ich mir, durch nachstehenden „Aberglauben aus Stadt und Kreis Königsberg i. d. Neumark“ zu vervollständigen. Ich war selbst einmal Objekt des hier mitgeteilten Medikaments; es wird anno 1857 oder 58 gewesen sein.

### Mittel gegen erfrorene Hände und Füsse.

Nimm 1. einen Spahn fetten Kien, in welchen, nachdem er gespalten, ein Stückchen Speck eingespannt und welcher alsdann angezündet wird. 2. mittelst der von dem Brande abtropfenden Kien- und Speck-Flüssigkeit zerschmelze ein Stück klaren Eises; 3. in die graue Masse, welche aus vorstehender Mischung sich bildet, knete Saft von Mohrrüben und 4. menge, nachdem die Masse wachsw weich geartet, für einen Groschen „Gelben Quector“ dazu. Solche Salbe, auf Leinwand gestrichen, und um die Froststellen gebunden, ruft in denselben anfangs heftiges Prickeln und Brennen hervor. Aber bekanntlich: Hitze wider Hitze — das Blitzfeuer treibt das Frostfeuer aus; nämlich der „Quector“ thuts, das übrige ist bloss „schmeidige Hülle“.

Durch einen mir befreundeten Apothekerlehrling bekam ich bald heraus, cujus generis der geheimnisvolle „Quector“ war, nämlich: das aus den sog. „Blitzröhren“, welche an den sandigen Abhängen des „Weinberges“ und des für Zauberkräuter u. dergl. noch mehr verehrten „Pimpinellenberges“ nahe Königsberg gesucht wurden, verfertigte Eisenockerpulver mit obligater Sandbeimischung. In den Dörfern Bolgen, Gossow, Stadt Bärwalde, Flecken Zellin und anderen Orten fand ich

denselben geheimen Volksglauben, traf ihn auch, als ich 1868 Prediger zu Kriescht, Kr. Oststernberg, wurde, in der Apotheke meines damaligen Freundes Storch wieder an.

Auch in hiesiger Gegend werden diese Röhrengebilde dem Blitz, der in den Sand schlägt, sporadisch zugeschrieben, doch ohne dass denselben eine Heilkraft beigemessen wird.

Die in Anlage beifolgenden Blitzröhrenstücke sind auf dem „Höhberk“ am linken Elbufer gesammelt an der Stelle, wo vor längeren Jahren viele schöne Feuerstein-Pfeilspitzen und auch einige Bronze gefunden sind. Ich selbst habe 19 sehr feingearbeitete Feuerstein- und eine Schaft-Bronzespitze da her. Im August 1848 suchten Herr Dr. Götze Berlin u. Dr. Schuchhardt - Hannover mit mir nahe der Fundstelle die Brandreste des Castellum Hobuoki Karls des Grossen (808) sowie nahe bei die Elbbrückenköpfe - Burgwälle Mentschow und Wootz, verbunden durch die Doppelsteinbarre quer durch die Elbe, gen. noch jetzt im Volke „Sonnenberger Weg“.

6. Die „Brandenburgia“ wird es interessieren, wenn ich in dieser „Flottenzeit“ die Erinnerung an eine von mir im Bärkalender 1890 schon gemachte Volks - Vorstellung auffrische, welche einen hübschen Beitrag liefert zu der „absichtslos fort dichtenden Macht des Volkssinns“:

„Vogel — d. i. Schmetterling — Admiral“.

Zur Zeit, wenn des Königs „blaue Jungen“ im Manöver Pflaumen pflücken, hebt sich, durch die Sucher aufgestört, vom Pflaumenessen selber bedächtig vom Boden auf der Vogel Admiral. Nach dem darf keiner schlagen; das wäre ebenso sündhaft, wie das „preussische C“ (C-Vogel) oder den „Kaisermantel“ (Trauermantel) verletzen. Es ist eine Freude, zu sehen, wie der Admiral (Vanessa atalanta) „mit Herrenanstand“ bald langsam durch die Luft streicht, bald mit kraftvollem Flügelschlage blitzschnell vorwärts stürzt.

Vogel Admiral hat bedeutsame Färbung, nämlich Schwarz und Weiss und zwar Weiss in den oberen Flügelspitzen, dort gestaltet wie das „Zollernquadrat“. Quer über die Oberflügel und als Rand um die Unterflügel geht ihm eine rote Binde, derartig, dass jede Einzelseite den Buchstaben A, beide zusammen den Buchstaben O dem Auge des Betrachters vorlegen. Was aber das Merkwürdigste ist: Auf der Unterseite der Hinterflügel steht zweimal die preussische 18, zu lesen: 1881.

Die Farben Schwarz-Weiss-Rot und diese 18, sowie 1881 und die majestätische Fliegeweise — das muss etwas bedeuten!

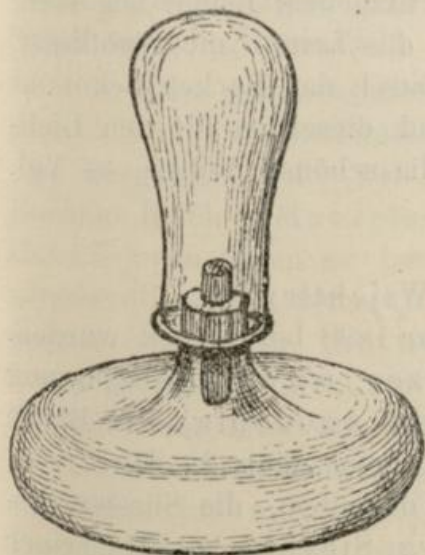
Was wohl? Preussen und Hamburg, die deutschen Länder mit den Farben Schwarz-Weiss und Weiss-Rot kommen anno 1881 zusammen! Und dann giebt es einen preussischen Prinzen-Admiral, der die noch vorhandene Lücke eines „18.“ in siegreicher Seeschlacht ausfüllen wird.

Solches hörte ich seiner Zeit von 1854 ab bis etwa 1880 Oderschiffer phantasieren, deren mehrere beim Brand von Hamburg 1842 als Pioniere Hülfe geleistet hatten, andere zum Dienst auf der preussischen Anfangsflotte des Prinzen Adalbert als Seesoldaten bez. Matrosen herangezogen waren.

Diese Volksvorstellung bekam neue Nahrung, als wir 1880 unsern jetzigen Prinzen-Admiral Heinrich von der Weltumseglung wiederkehren und mit 18 Jahren nach Fürstenrecht majorenn geworden, 1881 dem Offizierkorps der neuen deutschen Marine mit den inzwischen wirklich gewordenen Reichsfarben Schwarz-Weiss-Rot eingereiht sahen. Selbst hier herum in der Westpriegnitz betrachtete mancher damals diese eigenartige Zahlen-Gruppierung sinnend.

Ich bin inzwischen vom Odergebiet fort nach dem Elbstrom gezogen, weiss nicht, ob meine früheren Schul- und Lebensgefährten jene alte schöne Gedankenreihe noch weiter festhalten und fortspinnen. Möchte die Erinnerung, ein würdiges Seitenstück der Waldemarsage von der „Roten Immortelle“,\*) nicht zu früher Vergessenheit anheimfallen!

2. Herr Friedel teilt bezüglich der „Brandenburgia“ VI, 315 besprochenen „Tintenstecher“ folgende briefliche Angabe des Herrn Regierungs-Baumeisters Hermann Weisstein zu Münster i. W. mit: „Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass merkwürdiger Weise ein humoristisches Bild in der letzten Nummer der „Fliegenden Blätter“ (No. 2739) dies „gelehrte“ Gerät zeigt. Das Bild mit dem Titel „Des Ritters Leid“ auf Seite 44 enthält unter denjenigen Sachen, die der Ritter aus dem Fenster wirft, einen Tintenstecher. Woher mag der Maler A. Hengeler diese Idee haben?“ Das betr. Zeitungsblatt wurde vorgezeigt.



3. Herr Hermann Weisstein teilt ferner hinsichtlich der Gnidelsteine, „Brandenburgia“ VI, 316 mit: „Beifolgende Skizze stellt einen Gnidelstein dar, wie man solche in mehreren Exemplaren in dem Altertums-Museum in Neubrandenburg aufbewahrt. Der Stein hat fast dieselbe Form wie die jetzt noch üblichen „Stopfhölzer“. Die Führung geschieht an dem

gläsernen Griff; um den Druck auf den zu glättenden Stoff wirksamer zu machen, wird der untere Teil mit heissem Wasser gefüllt. Die

\*) Vgl. E. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg. Ein Beitrag zum Deutschen Sagenschatz. Berlin, 1883, S. 164 u. 254 und ders.: Rote Immortelle. Die Rose von Jericho im deutschen Land. Brandenburgisches Märchen. Düsseldorf (1885). Gemeint ist das Pflänzchen *Gnaphalium dioicum* Linné.

gläsernen Gnidelsteine in Neubrandenburg sind blau, rot, grün etc.“ — Herr E. Friedel bemerkt dazu, dass das heisse Wasser auch dazu diene, damit der erhitzte Gnidelstein den noch feuchten Stoff besser glätte. Das Gerät besteht aus dem hohlen Gnidelstein, dem Verschluss-Stöpsel und dem gläsernen Griff.

4. In Bezug auf primitive Brotbereitung („Brandenburgia“, Sitzung vom 5. Januar 1898) trägt Herr E. Friedel folgendes nach:

a) Über altägyptisches Brot aus dem hiesigen K. Museum, vom Grabe des Mentuhotep, 12.—18. Dynastie, etwa 2500 Jahr vor Chr., also gegen 4300 Jahre alt, berichtet Prof. Dr. Wittmack in der hiesigen Ges. naturforschender Freunde, dass die Brote tief-schwarzbraun und sehr hart sind. Das sehr grobe Brot enthält häufig Bruchstücke von Getreidekörnern, ferner sogar Spelze und Grannenteile. Es ist Gerstenbrot. Die Stärkekörner der Krume erweisen sich, wie bei unserm heutigen Brot, fast alle als verkleistert durch die Hitze des Brots. Hefezellen lassen darauf schliessen, dass das Gerstenbrot mit Hefe oder Sauerteig behandelt ward. Die nebenher beobachteten Bakterien zeigen in ihrer Mehrzahl grosse Ähnlichkeit mit dem Buttersäurebazillus.

b) In Calau, Nieder-Lausitz, wurde Herrn H. Maurer und mir am 6. Juni 1897 eine Mitteilung über die primitiven, bis in die Wendenzeit zurückreichenden, aber noch jetzt üblichen Leinölkuchen, wendisch *Buliwanne*, gemacht. Es wird ein dünn ausgewalzter Brotfladen hergestellt und dieser mit frischgeschlagenem Leinöl begossen, welches mit Syrup durchrührt ist. Damit das Leinöl nicht abfließt, wird es mit geriebener Semmel bestreut. Durch das Backen bekommt das Oel einen leichten Firnisgeschmack und dieser ist für den Liebhaber solchen primitiven Oelfladens gerade die schönste Würze. — Vgl. des weitern Nr. 7.

5. Herr E. Friedel giebt folgenden

Nachtrag zu den essbaren Weichtieren, welche von ihm in der Sitzung vom 5. Januar 1898 besprochen wurden.

a) In den russischen Ostseeprovinzen, wo wegen Aussüßung des Meereswassers die Muscheln (*Unio* und *Anodonta*) der Bäche und Flüsse bis in die See hineingehen\*), scheint man in der Urzeit, bereits in dem jungsteinzeitlichen Abschnitt derselben, die Süßwassermuscheln verzehrt zu haben. Graf Georg Sievers hat bei seiner Beschreibung des Rinnehügels (*Rinne-kaln*) am Burtneck-See in

\*) Johnston-Bronn, Einl. in die Konchyliologie, 1853, S. 303: „Im Lievländischen Busen gesellen sich noch Fréminville (*Bullet. philomat.* 1819, 12), sogar Arten von *Cyclas*, *Unio* und *Anodonta* zu *Cardium*, *Tellina* und *Venus*“. (Eine eigentliche *Venus* kann dies nicht sein, vielleicht Verwechslung mit *Tellina baltica*, die essbar ist.)

Livland, Verh. der Berl. Anthrop. Ges. VII, 1875, S. 214 fig. hierauf aufmerksam gemacht. Professor C. Grewingk, damals noch in Dorpat, stellte dies zwar anfänglich in Abrede, sagt aber 1877 im X. Bd. des Archivs für Anthropologie (Zur Archäologie des Balticum und Russlands), von dem ansehnlichen Muschelberge, der nach Rudolf Virchow (Verh. der Berl. Anthrop. Ges. IX, 1877, S. 398) etwa 20 m Querdurchmesser längs des Flusses bei 2,35 m Höhe hat, eine etwa 3 Fuss dicke Muschelschicht einschliessend, bezüglich der Ureinwohner S. 313: „Sie nährten sich, wie die Reste der auf dem Rinnekaln abgehaltenen Totenmahlzeiten lehren, von Fleisch, Fischen und vielleicht auch von Süsswassermuscheln, insbesondere von *Unio tumidus* L.\*), doch wird letzteres nur dann anzunehmen sein, wenn sich bei fortgesetzter Untersuchung des Rinnehügels ergeben sollte, dass in ihm, nicht wie bisher angegeben, gewisse Schichten mit Fischresten und andere mit Muschelresten enthalten sind, sondern dass diese Reste entweder gesondert und fleckweise, oder in ein und demselben Lager vorkommen“.

Das hat nun R. Virchow durch Einnahme des Augenscheins an Ort und Stelle festgestellt, indem er den Rinnekaln ganz zutreffend mit den dänischen Kjökkenmöddinger vergleicht. Persönlich dachte ich zunächst, dass diese Schalthiere als Schweinefutter gedient haben könnten; ich bescheide mich aber dieserhalb verneinend, weil die von Rütimeyer untersuchten Mengen von Knochen aus dem Rinnekaln immer nur Wildschwein, niemals Torfschwein oder eine sonstige domestizierte Schweineform ergeben haben. An Haustieren sind überhaupt nur Hund, Rind, Schaf und Ziege ermittelt.

b) Eine geschichtliche Schnecken-Anekdote finde ich im Jugurtha des C. Crispus Sallustius, cap. 93. Marius belagerte vergeblich eine Bergveste nicht weit vom Flusse Mulucha, der des Jugurtha und Bocchus Reich in Mauretanien trennt, und dachte bereits, das schwierige Unternehmen fallen zu lassen. „Als er solches viele Tage und Nächte sorgenvoll erwog, bemerkte von ungefähr ein gewisser Ligurier, ein gemeiner Soldat von den Hülfskohorten, der Wasser zu holen aus dem Lager gegangen, nicht weit von der Seite des Kastells, im Rücken der Kämpfenden, unter den Steinen kriechende Schnecken und stieg, indem er erst einzelne, dann wieder andere aufas, im Eifer des Schnecken-sammelns bis auf den Gipfel des Berges“. Während der biedere Ligurier nun seiner vaterländischen Neigung für das Verspeisen von Landschnecken nachgeht, entdeckt er einen Schleichweg in die Bergveste, die auf diesem Schneckenpfad erstiegen und überwältigt wird. Man darf

\*) Sievers hebt dagegen besonders unsere Malermuschel, *Unio pictorum* L. hervor. Es kommt in dem Hügel auch die Miesmuschel (*Mytilus edulis* L.) aber wie es scheint, nur wenig häufig vor.

hierbei an die in Nordafrika häufig gegessenen Schnirkelschnecken *Helix dupotetiana*, *H. cirtae*, *H. lactea* denken und ich will gleich hierbei, mit einem Sprunge in die Eroberungs-Geschichte Algiers in den dreissiger Jahren d. J., anschliessen, dass es eine in ungeheurer Häufigkeit in Algerien vorkommende Schnirkelschnecke, die erwähnte *Helix dupotetiana* war, mit welcher sich das französische Expeditionsheer auf dem Rückzug von Mascara vor dem Hungertode schützte. Ob norddeutsche Soldaten dies wohl fertig bekommen haben würden? (Moritz Wagner, Reisen in Algerien, Ed. v. Martens, Die klassischen Conchylien-Namen, in Württemb. naturwiss. Jahreshefte 1860. S. 199.)

c) Die Römer sollen die Erfinder der Schneckengärten sein. Meierotto, Ueber Sitten und Lebensart der Römer in den verschiedenen Zeiten der Republik. 3. Aufl. Berlin 1814 sagt S. 252: „Fulvius Hirpinus legte zuerst Schneckengehege an; er fütterte sie mit Sapa und Korn und machte sie dadurch so gross, dass ein einzeln Schneckenhaus 80 Quadrantes oder 20 Sextarios fasste, das macht nach unserm Mass 20 Quartier. Plin. 9, 56.“

Becker im Gallus, 3. Aufl. von Rein, 1863, III, 36 führt dies weiter aus: „Die Schneckengehäge (cochlearia) befanden sich meistens auf kleinen schattigen Inseln, die sogar mit künstlichem Thau befeuchtet wurden (manu facere oportet roscidum). Varro r. r. III, 54 behandelt ausführlich die Zucht und Pflege. Plin. h. n. IX, 56, 82. Cochlearum vivaria instituit Fulvius Hirpinus in Tarquiniensi, paullo ante civile bellum — distinctis quidem generibus eorum, separatim ut essent albae, quae in Reatino agro nascuntur, separatim Illyricae, quibus magnitudo praecipua, Africanae quibus foecunditas, Solitanae quibus nobilitas“. Ed. v. Martens a. a. O. S. 199 hält die erstgenannten bei Reate (jetzt Rieti an der neapolitanischen Grenze) vorkommenden Landschnecken für *Helix carseolana*, die grossen illyrischen für *Helix ligata* (= *H. secernenda*). Andere essbare Schnecken bei Plinius VIII, 39, (59) und XXX, 6 (15) deutet Ed. v. Martens auf *Helix aperta*, *Helix muralis* mit ihren Verwandten, ferner auf *H. vermiculata*, *variabilis* und *H. mazzullii* Jan., eine nahe, aber grössere Verwandte von *H. adpersa* auf Sicilien.

d) Die Süsswasser-Muscheln anlangend, so ist nachzutragen, dass unsere grossen Anodonten-Schalen im nördlichen Frankreich zum Abnehmen der Milch (Abrahmen) dienen. Ed. v. Martens a. a. O. S. 252. — Nach Mitth. des Prof. Dr. Ed. Martens werden noch jetzt im Neapolitanischen und auf der Balkan-Halbinsel Unionen und Anodonten verspeist.

e) Die Süsswasser-Schnecke, welche Prof. Paul Ascherson in der Oase Farafreh in der Wüste Saharah verspeist hat und die Prof. Dr. von Martens nach gefl. Mitteilung vom 25. v. M. in den Sitzungs-

berichten der Gesellschaft Naturf. Freunde 1874, S. 64 beschrieben hat, ist *Ampullaria ovata* Oliv. var. *conglobata* Ed. v. M.

f) Seeschnecken und Seemussheln waren bei den Alten sehr beliebt: *cochleae-ostrea*, *pelorides*, *echini* (Seeigel), *musculi et omnes fere conchulae*. Varro L. L. V. 77, Seneca ep. 95, Horaz, Sat. II. 4, 30 flg. Als die besten Austern galten die von Circeji Plin. XXXII, 6, 21, demnächst die vom Lukriner See Plin. IX, 54, 79. Mit steigender Üppigkeit holte man sie aus Brundisium, Tarent, Cyzicum und sogar von der Nordsee Britanniens\*). Auch mästete man sie einige Zeit im Lukriner See. Was den Genuss anlangt, so unterschied man rohe Austern, *ostreae crudae*, welche den Gästen gereicht wurden, *quantum vellent*, und am liebsten erst bei Tisch geöffnet, Sen. ep. 78, 23, und zubereitete Austern, *patina ostrearum*. *Garum*, eine aus den Eingeweiden und dem Blut gewisser Seefische bereitete Tunke, welche die Stelle unsers Caviars bei den Egyptern, Griechen und Römern vertrat, diente u. A. auch dazu, die Austern zu beträufeln:

*Ebria Baiano veni modo concha Lucrino.*

*Nobile nunc sitio luxuriosa garum.*

Martial XIII, 82 (*Ostrea*).

6. Als Nachtrag zu der geschichtlichen Betrachtung über die Butter in der Sitzung vom 5. v. M., gleichzeitig aber auch als Beitrag zu dem heute zu verhandelnden Thema des Aber- und Volksglaubens, teilt Herr E. Friedel mit:

a) dass die an junge heiratsfähige Mädchen ergehende Warnung, sie sollen die Butter nicht anschneiden, andernfalls sie noch sechs Jahre auf den Freier warten müssen, angeblich brandenburgischen Ursprungs sei. Es laufen darüber zwei Versionen um.

Die eine Erklärung lautet so: Der grosse Kurfürst, der in seiner Jugend in Holland eine gute Butter kennen und schätzen lernte, zog viel Holländer ins Land und begründete mit ihnen Meiereien im brandenburgischen Lande, damit sie die jungen Bauerstöchter in der Kunst des Buttermachens unterrichten sollten. Dies fand bald seinen Eingang, und einmal war es der Stolz des jungen Mädchens, schöne Butter zu machen, andrerseits strebten bald die jungen Wirte danach, nur solche Frauen zu bekommen, die darin ihres Gleichen suchten. Ging nun solch ein junger Bauersmann „gewichst und recht fein angethan“ auf die Freite, so wurde, nachdem Haus und Hof besichtigt, auch das Vieh gelobt und schliesslich das Mädchel angesehn. Wenn man sich dann zu Tische setzte, so war es Ehrensache des heiratslustigen Mädchens, ihrem Freier selbstgemachte Butter vorzusetzen, wenn er ihr gefiel. Schnitt er diese

\*) Vgl. Gallus a. a. O. III. 38, 228, 235, 238, 241, 242 und Ed. v. Martens, Die class. Conchylien-Namen, S. 234.



Butter an, dann war dies ein sehr gutes Zeichen, gab er sie aber zurück, so war die Sache aus, und das Mädcl blieb für diesmal sitzen. Hieraus hat sich wohl im Laufe der Zeit vom Lande her der Aberglaube gebildet, dass ein Mädcl sitzen bleibt, wenn sie die Butter anschneidet.

Die andere Erklärung schliesst sich an die eben mitgeteilte an. Danach wird die Angst junger Mädchen vor dem Butteranschneiden nicht auf den Grossen Kurfürsten, sondern auf Friedrich Wilhelm I. zurückgeführt, welcher gleich seinem Grossvater unter der Leitung von Holländerinnen Lehranstalten für die Kunst des Butterns errichtete. Dorthin mussten die Beamten der Kurmark Töchter des Landes schicken, welche am Schluss ihrer Lehrzeit eine Probe guter Butter zu bereiten hatten, die der König selbst zu prüfen nicht verschmähte. Fiel die Prüfung zu Gunsten des Mädchens aus, so verlieh ihr der König einen Brautschatz von 100 Thalern. Man bot damals einem Gaste als die höchste Gabe ein Stückchen selbstbereiteter frischer Butter, der man in sauberen Holzformen eine schöne Gestalt gab. Der höchste Gast für die junge Tochter des Hauses war der Brautwerber. Damit diesem die von ihm gewählte Braut züchtig und zurückhaltend, nicht zu fahrig und selbstsüchtig erscheine, schnitt die Braut die Butter nicht selbst an, sondern liess die älteren Personen, vor allen den Brautwerber, dann die Eltern damit den Anfang machen.

b) Die Baronin Tautphoeus, eine vorzügliche Kennerin Oberbayerns, erzählt über die Butterschmalz-Bereitung und dessen Verwendung im 2. Bd. des Romans „Quitt“ folgendes: „Sie fand (auf der Alm in dem Ränzel eines Waldarbeiters) die Überbleibsel eines Laibes von braunem Brot, einen kleinen Beutel mit weissem Mehl und eine runde Büchse aus Ahornholz mit Schmalz, d. i. zu Öl geschmolzene Butter und dann abgekühlt, in welchem Zustande sie für Monate, ohne Gefahr ranzig zu werden, aufbewahrt werden kann. Dies ist thatsächlich ihr Ersatz für Fleisch; aber nur Leute, welche schwer und in freier Luft arbeiten, könnten es wagen, so ausschliesslich von fettiger Nahrung zu leben. Die Art, diese Waldmanns-Kost zu bereiten, ist äusserst einfach. Ein Teil Mehl wird mit frischem, kaltem Wasser und etwas Salz vermischt, die Pfanne dann auf das Feuer mit einem derben Stück Schmalz gestellt, welches fast allsogleich das Aussehen von Öl annimmt, worin der Teig oder die Paste solange umgedreht wird, bis alles mit Fett gesättigt ist und die Stücken leicht braun und krustig erscheinen“.

7. Als fernern Nachtrag zu der Mitteilung über die primitive Brotbereitung in der Sitzung vom 5. v. M. (vgl. auch No. 4) legt Herr Friedel Korn- und Mehreste aus der Brandstätte der Borsig-Mühle am rechten Spree-Ufer in Moabit nahe der Hansa-Brücke vor. Am Freitag, den 7. Januar d. J., geriet, vielleicht durch

Selbstentzündung von Mehlstaub die in grossartigen Verhältnissen angelegte Mahlmühle in einen verheerenden Brand, der erst nach drei Wochen erloschen ist. Bei dieser Gelegenheit sind ungeheure Mengen von Korn, Weizen und Roggen sowie Mehl verbrannt bzw. verkohlt oder einem eigentümlichen trocknen Destillationsprozess unter starkem Druck der darauf lagernden Vorräte und Schattmassen unterworfen worden. Unser Mitglied, Herr Direktor Seide, hat die Güte gehabt, die Ihnen hiermit vorgelegten drei interessanten Präparate dem Märkischen Museum zu verehren. Zunächst eine Masse zusammengebackener Weizenkörner, die eine kohlig schwarze Farbe angenommen haben (Kat. B. VIII, 1174); ferner zusammengeballter, fast möchte man sagen, zusammengesinterter Roggen, der graphitähnlich eine glänzend graue Farbe angenommen hat, endlich eine sandsteinartig aussehende feste Masse, aus Roggenmehl, welches ebenfalls unter hohem Druck ein trocknes Destillationsverfahren ausstanden hat und sich wie Holz schneiden lässt.

8. Ausstellung von Gegenständen des Volks- und Aberglaubens, welche sich im Märkischen Museum befinden.

Herr E. Friedel bemerkt zu den ausgestellten Gegenständen folgendes:

Zur Ergänzung des Vortrags unsers Mitgliedes Dr. Runze habe ich eine kleine Auswahl von Gegenständen des Volks- und Aberglaubens, meist unserer Heimat, aus den Beständen des Märkischen Museums heut zur Stelle gebracht.

Dergleichen Gegenstände sind zwar vielfach im Volk, auch in den sogen. höheren Ständen, vorhanden, aber schwer zu bekommen, weil sie verheimlicht und meist nur ungern abgetreten werden. Es hat jeder Mensch ohne Ausnahme, auch der gebildetste und — eingebildetste seinen Aberglauben, gleichzeitig ist der Glaube an den Fetisch und an den Talisman, sowie das Amulett, d. h. der Glaube an die Zauberkraft eines bestimmten Gegenstandes ebenfalls noch immer ganz ausserordentlich verbreitet. Starkgeistige Personen, die einen Fetisch besitzen, helfen sich über logische Bedenken fort mit der Formel: nützt es nichts, so schad't es nichts.\*)

Nur auf den Fetischdienst und was von ihm ausströmt, beziehen sich, um nicht dem Hauptredner vorzugreifen, meine Vorlagen.

Absichtlich habe ich von der Ausstellung zwei interessante Suiten die Bauopfer\*\*) d. h. die Gegenstände, welche vor oder bei einem

\*) Vgl. meine Mitteilung: „Vom Böten, ein Beitrag zum Volksglauben in Berlin“ „Brandenburgia“ VI, 374.

\*\*) Vgl. meine Mitteilung: „Das Wunder beim Richtfest der Kaiser Friedrich Gedächtniskirche zu Berlin“ „Brandenburgia“ IV, 246.

Neubau den Unterirdischen dargebracht werden und ferner die Alraune\*) ausgeschlossen, beide Sammlungen sind so reichhaltig und für die Heimatkunde so wichtig, dass ich mir vorbehalten muss, sie bei Gelegenheit besonders Ihnen vorzuführen.

Ich teile die ausgestellten Gegenstände nach dem naturgeschichtlichen System in solche aus dem Tier-, Pflanzen- und Steinreich ein.

a) Aus dem Tierreich.

1. Rückenschild der märkischen Schildkröte (*Emys europaea*), geschossen um 1850 bei Eberwalde. Aus dem Besitz des Geheimen Kommerzienrats Louis Ravené, Vaters des jetzigen Besitzers der berühmten von uns besuchten Gemäldegalerie\*\*). Von jenem als Geldschwinge gebraucht. Ihm nahm sie sein jüngerer Stiefbruder Gustav Ravené ab, vor dem ich sie erhalten und dem Märkischen Museum (B. VIII. 336) einverleibt habe. Die Schildkröte gilt in ganz Norddeutschland als ein glückbringendes Tier. Man hält sie gern lebend in den „Drank-Tonnen“, aus denen man das Vieh versorgt, die Rückschalen benutzt man als Salzmetzen, als Geldschwingen und zum Messen von Korn und Mehl, immer in der Meinung, dass dies Glück bringt\*\*\*).

2. Ein Bezoarstein (B. VIII. 789), am 25. März 1877 durch den Apotheker E. Schenk aus einer norddeutschen Apotheke erhalten. Es ist eine rundliche aus schaligen Ablagerungen gebildete steinartige kugelige Verhärtung, welche sich im Magen der Bezoar-Ziege oder Paseng (*Capra aegagrus* Gm.) findet, die in den Gebirgen Persiens und des Kaukasus lebt; diese Magensteine gelangen als orientalisches Bezoar in den Handel. Der von dem amerikanischen Vicunna (*Vigognetier*, *Auchenia vicunna* L. aus den Anden) stammende Bezoar gilt bei abergläubischen Leuten als weniger wirksam. Wird noch jetzt als geschätztes (eingebildetes) Heilmittel, occidentalisches Bezoar, teuer bezahlt.

3. Dreimal drei Schuppen vom Karpfen (*Cyprinus vulgaris* L.) von der Mutter des beim Märkischen Museum beschäftigten Bureau-Assistenten Sonnenburg demselben i. J. 1866, da er zu Felde zog, in Tuch eingenäht und als segensbringend mitgegeben.

4. Zwei gewaltige 3 cm lange, 1½ cm hohe Schuppen vom Königskarpfen, *Cyprinus rex cyprinorum* L., auch Spiegelkarpfen, *Cyprinus specularis* Bloch, genannt, weil die wenigen, dafür aber sehr umfangreichen Schuppen, welche dieser domestizierten Spielart des gemeinen Karpfens eignen, mit Spiegeln verglichen werden.

\*) Vgl. C. Bolle: „Zur Kunde von der Alraunwurzel“. „Brandenburgia“ IV, 364.

\*\*\*) „Brandenburgia“ VI, 63.

\*\*\*\*) Vgl. Niederlausitzer Mitteilungen Bd. V, Guben, 1897, S. 57, No. 4 bis 6.

Dergl. Fischeschuppen, bei uns gewöhnlich Karpfenschuppen, werden noch jetzt sehr häufig, auch in Berlin, in den Geldbeuteln getragen: nützen sie nichts, so schaden sie nichts, aber es ist doch angenehm und besser sie bei sich zu tragen! Ich vermute, dass der Aberglaube von der slavischen Bevölkerung herrührt, in den slavischen Teilen Deutschlands scheint er nicht heimisch und auch in manchen Gegenden, wo zwar auch Slaven gegessen haben, die Regermanisierung aber eine viel gründlichere geworden ist, kennt man die Sitte nicht, z. B. nicht in Neuvorpommern, Rügen, Mecklenburg, Holstein. Auch in Ostpreussen unbekannt.

b) Aus dem Pflanzenreich.

MM. B. VIII. 1182 der anliegenden Tafel, Holzpflöck zum Bannen von ansteckenden Krankheiten (Kopffrose, Masern, Scharlach, Pocken u. dgl., sowie von Wechselfieber) wird in junge kräftige Bäume mit einer Bannformel hineingetrieben. Wer den Pflöck herauszieht, auf den geht die Krankheit über. Nimmt man an, dass bei Krankheiten welche anstecken, von dem Ansteckungstoff etwas auf den Pflöck aufgeschmiert ist, was vorkommen soll, so ist die Ansteckungsgefahr wirklich zeitweilig vorhanden. Bei Wechselfieber natürlich nicht. Wer einen dergleichen Pflöck sieht und die Sache kennt, hütet sich wohl denselben herauszuziehen. Er nimmt aber wohl einen Stock von der Erde, zerschlägt den unheilbringenden Pflöck und wirft den zum Schlagen benutzten Stock von sich. Von mir bei einer Excursion des Märkischen Museums einem Baum an einem ziemlich frequenten Fusspfad zwischen Kemnitz und Werder bei Potsdam entnommen.

Ausserdem wurde ein prächtiger Hexenbesen von der Kiefer, *Pinus silvestris*, stammend vorgelegt, welcher von einem alten Baum aus der Forst bei Potsdam stammt und dem Märkischen Museum vor zwei Tagen durch die Güte des Herrn Gartendirektors Hampel verehrt worden ist. Dies Exemplar des „Donnerbusches“, M. M. A. II. 2435, ist viel stärker und älter als das *Brandenburgia* IV. S. 293 abgebildete, welches von einem jüngern Baum herrührt und daher längere Nadeln hat, während der vorgelegte Hexenbesen, weil von einem Veteran stammend die kürzern Nadeln der bejahrten Kiefer aufweist. Der Potsdamer Hexenbesen ist der Art „drange“ und kraus gewachsen, dass ein baumwohnender Vierfüßler, nach Dr. Karl Bolles Meinung vielleicht ein Baumarder, darin sein Nest aufgeschlagen hat, mit mehren Schlupflöchern, wie deutlich ersichtlich. Wegen der botanischen und volkskundlichen Bedeutung des Hexenbesens sei auf *Brandenburgia* IV. 289, 311, 363 und V. 2, 41 verwiesen.

c) Aus dem Steinreich.

I. Versteinerungen.


Gross ist die Zahl der sogenannten Krötensteine, welche als Talismane in Berlin, der Provinz Brandenburg und vielen, vielleicht allen,

Teilen von Deutschland benutzt werden und infolgedessen sehr geschätzt sind; dasselbe gilt von den Donnerkeilen oder Donnerkielen. Am Strand unserer Ostsee- z. Teil auch unserer Nordseeküste wird nichts eifriger gesammelt, als der Krötenstein und der Donnerkeil, welche das Meer auswirft, es ist dies ein Rest der den meisten unbewusst gewordenen Wertschätzung, welche man früher ganz allgemein diesen Versteinerungen als Talisman beimass.

Die meisten dieser bei uns also benutzten Versteinerungen gehören der in Rügen vertretenen weissen Mukronaten- oder Schreibkreide an. Die Kröte trotz ihrer widerlichen Gestalt oder vielleicht gerade deshalb, gilt als segenspendend. Dies ist, wie wir sahen, auch auf die Schildkröte übertragen. Im Keller des Hauses sieht man besonders gern die Kreuzkröte, bevorzugt wegen ihres weissen Rückenkreuzes (*Bufo calamita* Laur.) und nennt sie Hausunke.\*) Thut man ihr etwas zu Leide, so erkrankt oder stirbt jemand im Hause. Die Bufoniten oder Krötensteine hielt man für versteinerte Kröten. Am häufigsten werden bei uns als Glücksteine folgende Bufoniten d. h. versteinerte Seeigel gesammelt: halbkugelige Galeriten (*Galerites vulgaris* Lamk. Nr. 597 der Taf., *G. abbreviatus* Lamk., *G. albogalera* Lamk.), die letzten beiden Arten seltener, die ersteren in unserer Provinz einschliesslich Berlin sehr verbreitet. Ferner die einem kleinen Turban ähnelnden Cidariten, Nr. 801 der Tafel, (*Cidaris vesiculosus* Goldf.), die länglich helmförmigen Ananchyten (*Ananchytes ovata* Lamk., *A. conoidea* Goldf. und *A. hemisphaerica* Brogn., welche als Glücksteine gern in die Laden, Truhen und Kommoden kommen, endlich auch die seltneren flachherzförmigen Spatangen (*Spatangus suborbicularis* Deifr.)

Die Donnerkeile sind in der ungeheuren Menge der Fälle *Belemnitella mucronata* v. Schl. sp.

Ich lege Ihnen vor: einen Donnerkeil (*Belemnitella mucronata*) und einen Krötenstein (*Galerites vulgaris*) von einer alten Frau in Vetschau, Kreis Kalau, zu Wunderkuren gebraucht, M. M. VIII. 225 und 226. Von dem Altertumsforscher Alexander Rabenau 1874 erworben.

Drei Donnerkiele (nicht Donnerkeile), unter dieser Bezeichnung im Januar 1875 in einer Apotheke der Königstrasse zu Berlin als sympathetisches Schutzmittel erworben, ebenfalls Belemniten, aber anscheinend nicht der nordischen Mucronatenkreide entstammend. VIII. 222 der Tafel.  Ein Krötenstein (*Cidaris vesiculosus*) M. M. VIII. 801. mir in dem holsteinischen Nordseebade Būsum als Glücksstein, zum Verwahren in der Kommode, bezeichnet.

\*) Bruno Düringen: Deutschlands Amphibien und Reptilien. 1897. 503.

Ein sehr geschätzter Talisman ist der Adlerstein (*Achilleum resonans* Puggaard), VIII. 1181 der Tafel, aus der weissen Schreibe- kreide der Insel Möen, nahe dem Dronningestol stammend, mir von dem Ornithologen Alexander von Homeyer vor einigen Jahren übergeben. Erich Pontoppidan, Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen. I. Teil, Kopenhagen 1753, sagt darüber S. 314: „Aetites oder Adlersteine findet man hier sowie anderwärts in den Nestern der Adler, die, wie es wahrscheinlich ist, von diesen Vögeln diesfalls hineingelegt worden, um darinn die allzuheftige Wärme zu mässigen, die die rauchende Brust der Mutter bey sich führen kann, vornehmlich da der Adler ein hitziger Vogel ist. Ich besitze einen, der, wenn er geschüttelt wird, klappert und zu erkennen giebt, dass er in seiner Dichtigkeit ein anderes dichtes Wesen erhalte. Von der verschiedenen Kraft, die ihm beygelegt wird, redet Olaus Worm (in Museo p. 78) mehr als genug, indem ich denke, dass Einbildung und Aberglauben den grössten Teil daran haben“. — Es handelt sich um einen fossilen Schwamm, der auch in der Rügenschon Kreide häufig ist. (Christopher Puggaard, Geologie der Insel Möen. 1852 S. 12, E. Boll, Die Insel Rügen, 1858 S. 79.)

Die Adler- oder Klappersteine habe ich nach Rügenschon Vorschrift, wie folgt, öfters präpariert. Sie werden erwärmt und mässig geklopft. In die Löcher der 3 bis 4 mm. starken Feuersteinschale führt man Nadeln und lockert damit die kreidige Masse, welche sich zwischen der Schale und dem vieleckigen Kern von Kieselerde befindet. Durch Schütteln wird die Kreide entfernt und schliesslich sich der innerste Kieselkern derartig allseitig freigelegt, dass er beim Schütteln klappert, daher man die Adlersteine, wie schon angedeutet, auch Klappersteine nennt. Die alten Helden, Berserker und Wikinger trugen die Adlersteine als Siegessteine bei sich, jetzt thun es Burschen, die auf das Raufen ausgehen. Auch Frauen sollen sie in gewissen Verhältnissen dienlich sein, namentlich, die Geburt erleichtern, als Lösesteine.

Ferner sei noch bemerkt, dass bei den Adlersteinen wiederum Vermengungen ganz verschiedener Versteinerungen vorkommen. Es werden nämlich auch mehre Genera und Species von Krötensteinen, Galerites, wie Ananchytes, Adlersteine genannt. Der Adler packe diese Steine, wenn sie noch weich sind, um sie in sein Nest zu tragen und dabei drücken sich, nach dem Volksglauben seine Fänge teils in Täfelchen, teils sternförmig ab, je nachdem die Zeichnung des betreffenden Seeigels ist.\*)

\*) „Wie im Gebiete der Juraformation der fingerförmig gestaltete Belemnit (Teufelsfinger) substituierend für das prähistorische Steingerät eintritt und vom Volke mit diesem verwechselt wird, so an der Nordseeküste die versteinerten Echiniten. Das Volk nennt sie dort „Grummelsteene“, „Adlersteine“, „Gos-Aren-Steene“ (Gänse- adlersteine) und Krallensteine, weil Adler sie, als sie noch weich waren, mit ihren Krallen erfasst und dadurch geformt und gezeichnet haben sollen. Wer diesen Stein beim Gewitter auf den Tisch legt, wird nicht vom Blitz getroffen“. R. André.

Schliesslich lege ich 9 sogen. Bonifacius-Pfennige aus der Nähe der Burg Heldrungen (Sachsenburg) in Thüringen vor. Diese nach dem Heiligen Winfried genannten scheibenförmigen Versteinerungen, welche eine ungefähre Ähnlichkeit mit Münzen haben, werden im Geldbeutel, wie Karpfenschuppen und als Heckpfennige, damit man immer Geld darin habe, getragen. Geschenk unsers Mitgliedes Dr. Gustav Albrecht.

## II. Nichtversteinerungen.

Sehr bekannt und geschätzt als Glücksteine sind die vom Volk bei uns sogenannten Schwalbensteine, weil man sie angeblich in Schwalbennestern findet, was ebenso fabelhaft ist, wie dass die Adlersteine aus Adlernestern stammen sollen. Man wendet sie u. A. bei Augenleiden an, und da eine Schwalbe bekanntlich den alten Tobias in einer etwas unbotmässigen Weise geblendet hat, so meint man, dass umgekehrt der Schwalbenstein gegen Augenübel helfe. So soll der Blitzstein (Donnerkeil), den der Blitz angeblich geworfen, gegen den Blitzschlag das Haus, unter dessen Schwelle er vermauert ist, schützen; dieselbe mystische Vorstellung.

X Unser geschätztes Mitglied, Herr Willibald von Schulenburg, in einem sehr lehrreichen Aufsatz „Die Steine im Volksglauben des Spreewaldes“, Zeitschr. für Ethnologie, Bd. XII, 1880, S. 252 flg. bildet einen Schwalbenstein aus dem Spreewald, S. 254, Fig. 1, allerdings ungenügend, nämlich ohne das charakteristische krause Geäder der Oberfläche, ab und bemerkt dazu: „Nächst den besprochenen Kröten- und Schlangenkronen dürften die sog. „plätschigen“ oder Blitzsteine ihren Platz finden. Diese kleinen, glatten, dunkeln Feuersteine von bohnenförmiger Gestalt ohne wahrnehmbare Risse, welche in steinigten Gegenden häufiger sind, finden sich selten in Burg. Ihr Wert wird erhöht durch eine Sage. Als Jesus Christus starb, haben die Felsen gesplittert. Daher findet man nie mehr einen Stein ohne Risse, nur die erwähnten machen eine Ausnahme. — Sie sind so glatt, weil sie mit dem Blitze kommen, das „Plätschige“ ist von der Luft abgezogen und hat vom Blitzstrahl gelitten. Wo dieser eingeschlagen und Strahlen gerissen hat auf Wiesen unter dem Rasen, da findet man sie, aber selten. So das Volk. Die „Blitzsteine“ gelten als wertvolles Mittel bei Besprechungen und Krankheiten, sind jedoch wegen ihrer Seltenheit weniger bekannt“.

Hierzu habe ich folgendes zu bemerken: die Schwalbensteine haben den Geologen in neuerer Zeit mehrfach beschäftigt und scheint über dieselben noch nicht das letzte Wort gesprochen zu sein. Wer sich näher unterrichten will, vgl. L. Meyn über „Wallsteine“, Zeitschr. der Deutschen geol. Ges. XXVI, 1874, S. 50 flg., E. Laufer: „Über „Wallsteine“ und ein Puddingsteingesschiebe aus der Umgegend von Berlin“, Jahrb. d. Pr. Geol. Landes-Anstalt I. 1880,

S. 335 flg., H. Credner „Über Gletscherschiffe auf Porphyrokuppen bei Leipzig und über geritzte einheimische Geschiebe“, Zeitschr. der D. geol. Ges. XXXI, 1879, S. 29 und ganz neuerdings Dr. A. Jentzsch in seinen Berichten über die Verwaltung des Ostpreuss. Provinzialmuseums. Ich behalte mir über die Schwalbensteine eine besondere längere Auseinandersetzung vor. Bemerkt sei noch, dass sie, in kleinen flachen Exemplaren, nicht selten als Glückssteine in Geldbeuteln, Börsen, Portemonnaies u. dgl. getragen werden; viele Exemplare befinden sich in den Sammlungen des Märkischen Museums.

Glücksstein (B. VIII, 799), Feuerstein, aus einer Familie zu Alt-Rüdnitz, Kr. Königsberg i. N., seit Generationen verwahrt, länglich, auf beiden Seiten zugespitzt, natürliche Bildung, von mir im Jahre 1877 erworben. Zum Vergleich lege ich zwei, von dem rühmlich bekannten Altertumsforscher Gaetano Chierici mir in Modena i. J. 1873 verehrte zwei Glücksteinchen vor, einer ein bohnenartiger, blau und gelb gefleckter Feuerstein und eine an devonischen Kugelsandstein erinnernde kugelige Konkretion von der Grösse einer der alten grosskalibrigen Flintenkugeln, von Landleuten in der Gegend von Modena und Reggio in der Emilia als Talisman benutzt. B. VI. 12, 720. Glückstein aus Flint mit natürlichem Loch zum Anhängen, Insel Rügen, talismanartig getragen, von 1880.

Blitzröhren, wirkliche, in der Weise entstanden, dass der Blitz beim Einschlagen in sandigen Boden die Quarzkörner zu einer glasigen hohlen Masse verschmolzen hat, die innen glasartig glatt, aussen rauh ist. Auf der höchsten Sanddüne der Rehberge innerhalb Berlins zwischen dem Langen Fenn, der Müllerstrasse und der Seestrasse sind Blitzstrahlen verästelnd in den reinen Sand eingeschlagen und haben unzählige kleine Schmelzprodukte geliefert, die glashart sind und an kleine Korallenbäumchen erinnern. Dergleichen echte Blitzröhren sind in der Volksarzneikunde hoch geschätzt und werden von Abergläubischen mit Vorliebe aufgesucht. Dorthier stammen die A. I. 3678 von mir seit über 10 Jahren immer wieder aufgefundenen zierlichen Dingerchen, welche ich Ihnen vorlege. S. 108 „Brandenburgia“ V teilt Wilhelm Schwartz mit, dass er einen Mann vor dem Stralauer Thor traf, der nach einem Gewitter Blitzröhren „gegen das Fieber“ suchte.

Nicht selten werden hohle Eisengeoden und hohle Beinbruchsteine mit Blitzröhren verwechselt, so hat mir zur heutigen Sitzung unser Mitglied Prediger Handtmann aus der Gegend von Seedorf bei Lenzen a. E. eine röhrenartige Eisengeode als Blitzröhre eingeschickt.

Die Beinbruchsteine, Osteocolla der alten Medizin, behaupten noch jetzt ihre Stellung in der Volksheilkunde zum Auflegen in gepulverter Form bei Knochenbrüchen, Geschwüren, Wunden u. dgl. Das



Märkische Museum besitzt viele Osteocolla von mir gesammelt, ich lege Ihnen A. I. 4955 vom Westufer des Kalksees bei Rüdersdorf vor. Es sind kalkige Ausscheidungen, welche in Sandablagerungen um die Wurzeln von Bäumen, gern um solche von Kiefern, herum erwachsen, Bildungen, welche unter Umständen meterlang werden können, beim Herausnehmen aber fast immer in grössere und kleinere Stücke zerbrechen; meist sind sie weich, doch habe ich auch härtere Osteocolla mitunter gefunden. Ich verweise auf meine Angaben in der „Brandenburgia“ V, 109; die ältere Litteratur über die Beinbruchsteine ist sehr reichhaltig, aber auch sehr zerstreut.

Folgen die ebenfalls zu abergläubischen Zwecken (z. B. pulverisiert gegen Behexung) dienenden oder als Talismane betrachteten Hexensteinbildungen als Hexenschüsseln, Hexendosen, Hexenröhren, Hexenkugeln, Hexenbomben, Hexenpfeifen etc. Man nimmt im Volk meist an, dass die Unterirdischen, die Zwerge dergl. Hexensteinbildungen, die oft täuschend die Form von Schüsselchen, Dosen, Röhren u. dgl. angenommen haben, angefertigt und wirklich teils als Hausgerät, teils als Spielzeug für ihre Kinder benutzt haben. Man giebt sie Kindern zum Spielen, auch, wenn sie gross genug sind, Vögeln und Vögelchen als Futter- und Trinknapfe, weil das wohlbekömmlich sei. Diese Konkretionen kommen besonders häufig im Tertiär, aber auch in älteren und jüngeren Bildungen vor, ja sie entstehen noch jetzt. Es gehört dazu ein wassersaugender Attraktionskörper und Eisen im Boden, welches sich etwa auf eine derartige harte Thongalle rinden- und schichtenförmig niederschlägt und zwar genau nach der Form des Attraktionscentrums. Zerschlägt man eine solche Bildung, deren äussere Schale mitunter recht fest ist, so findet man den graugelben, grünlichen oder sonst meist hellgefärbten Kern gewöhnlich vor, mitunter aber auch nicht mehr — dann ist er allmählich chemisch resorbiert worden. Hat die Bildung einen Sprung, Riss oder Loch erhalten, so ist der Attraktionskern fast immer verschwunden. Die grosse Menge der Hexenschüsseln etc. wird aber bereits zerschlagen und geöffnet vorgefunden. Berühmt ist die Miocän-Bildung am Morsum-Cliff der Insel Rügen, wo sich unzählige Hexenschüsselbildungen in allen möglichen Ausgestaltungen finden. z. B. vergleichbar langen Bambusrohren mit Internodien, nicht selten mehrere Meter lang, aber beim Ausgraben leicht zerbrechend. Schüsseln, Dosen in grosser Menge — die Warenlager der „Unnereersken“. Gewöhnlich ist die Farbe rostbraun.

Ich lege vor A. I. 464, vgl. anl. Tafel, eine grosse und starke, mehr violettbraune Hexenschüssel von Tegel, B. VIII. 227 von Martinikenfelde in Charlottenburg, A. I. 621 von Coserow, Insel Usedom, B. VIII. 228 Hexenröhre, Martinikenfelde in Charlottenburg. — Hexenpfeifen, Hexenröhren, Hexenschüsseln aus dem

Tertiär vom Morsum Cliff auf Sylt, meist alles von mir persönlich gesammelt. Ferner Eisengeoden in Form einer Hexenpfeife (wirklich zum Pfeifen geeignet), Hexenröhren, pp. von Seedorf bei Lenzen a. E. (Prediger Handtmann).

Eine andere Form der Schutz- und Trutzsteine sind die Trudensteine\*, die gegen die Nachtmur, die Hexe, den Alb, die Trude, insbesondere gegen das so quälende, scheussliche Albdücken schützen. Es werden verschiedene von meiner Privatsammlung ins Märkische Museum übergegangene, aus Norddeutschland, z. T. aus der engern Heimat stammende vorgelegt.

Den Trudenstein kann man nur bei einem glücklichen Ausgang finden, oder man muss ihn erben, oder man muss ihn — stehlen, denn das ist die Regel bei all dergleichen Talismanen — geschenkte oder gekaufte Talismane nützen nach der Volksmeinung nicht viel. Der Trudenstein ist scheinbar meist nur ein ganz gewöhnlicher Kieselstein oder ähnliches, allein er muss von Natur aus durchbohrt sein. Je kleiner und je schwärzer er ist, je kostbarer ist er auch. Diese Trudensteine sind den Truden auf's Äusserste verhasst, denn wo ein solcher Stein hängt, da können sie nicht an die Bettstatt, ausser sie liessen das Wasser durch das Loch des Steins, damit wäre aber gleichmässig für sie auch der Zauber gebrochen. Da nun die Truden den Sechswöchnerinnen und den Kindern — leider auch manchen Erwachsenen! — gar so gerne zusetzen, so hängt die Hebamme auf eine Weil diesen Trudenstein an oder in der Bettstatt auf. Erwachsene thun ihn unter's Kopfkissen, am besten hängen sie ihn sich um. Wie hoch das Volk die Gewalt dieses Trudensteins schätzt (bemerkt ein ausgezeichnete Heimatkundiger Karl Freiherr von Leoprechting in seinen lehrreichen Mitteilungen „Aus dem Lechrain“, München 1855, S. 92 flg.), mag man unter anderm daraus ersehen, dass die frühere Hebamme in Stoffen, so übrigens noch wohl am Leben, einen solchen Stein besitzt, den ihr Mann selig als lediger Bursch in Russland, von wo er einer der wenigen der vielen Tausenden von Bayern, die dort hingezogen, zurückgekommen, gefunden hat. Durch all das Elend, über Hunger und Frost hinaus hat er den Stein zu bewahren gewusst und glücklich mit heimgebracht. So thut der Stein, in Russlands Schneegefilden i. J. 1812 gefunden, noch immer seine Dienste.

Ein sehr interessantes Stück, hierher gehörig, VIII. 535, ist der heut vorgelegte Melkstein, der nach dem Geber, dem seiner Zeit bekannten hiesigen archäologischen Schriftsteller und Schauspieler George Hilt ursprünglich einem Grabhügel bei Hohen-Zieritz, dem Sterbeort der

\*) Unter Trudensteinen versteht man z. B. im mittleren Deutschland auch Steinblöcke mit Näpfchen und anderen künstlichen Bearbeitungen. Vgl. Reynitzsch: Ueber Truhten und Truhtensteine. Gotha, 1802, S. 49 flg.

Königin Luise in Mecklenburg-Schwerin entnommen ist. Es ist ein phantastisch von der Natur ausgezackter Feuerstein, etwa 2 Pfund schwer, 19 cm lang und bis zu 5 cm hoch, welcher sich in der Kreideformation als Kieselbildung ausgeschieden hat, so zwar, dass ein Loch von 3—4 cm Durchmesser entstand. Dieser Stein hat dazu gedient, um Kühe mit einer Euterzitze durch ihn hindurch zu melken, wenn



den Tieren die Milch „verschlagen“ ist oder wenn sie „rot“ ausfällt. Spuren des Gebrauchs und einer Salbung mit einer wohlriechenden Theer- oder Harzmasse und mit Fett sind deutlich erkennbar und ist der Melkstein davon etwas geschwärzt und abgeglättet. Mitunter wird der natürliche Melkstein mit dem künstlich durchbohrten Donnerkeil (Streitaxt u. dgl.) vermengt. Wilhelm Mannhardt „Germanische Mythen“, Berlin 1858 S. 21, berichtet wie folgt hierüber: „Noch deutlicher weist auf die eben erläuterte Vorstellung der Gebrauch hin, den Euter der Kuh mit dem Donnerkeil zu bestreichen, um reichliche Milch zu erzielen (Kirchner, Thors

Donnerkeil 63. Wolf, Beitr. I, 67), woher die Donnerkeile in Schweden Smördubbar, Butterschläge, heissen (Kil. Stobaei opera. Dantisci 1753 p. 121, annot. C.). Ähnlich werden in der Schweiz ausgehöhlte Feuersteine, die dem Gewitter entstammen sollen, vom Volk Kuhsteine genannt. Wenn die Kuh rote Milch giebt, melkt man sie durch das Loch des Kuhsteins und die Milch bessert sich (Wagner a. a. O.). Aus Hessen berichtet vom Kuhstein C. P. Wolfahrt (Historia naturalis Hassiae inferioris. s. tab. 22. No. 10. tab. 23. Nr. 1. 2. 3. 4.): Quis in patria ita hospes, ut ignoret et nostris annis pro dolor! inveniri adhuc mulierculas haud paucas quae simulac vaccas lac cum cruore reddere animadvertunt, per formam lapidis fulminaris, quem ea propter etiam den Kuhstein appellare solent eas mulgere vel cunis infantum imponere solent, ne fulmine tangantur, et quae sunt alia quibus etiam longe difficiliter talem lapidem, praeprimis si conveniat cum figura 3 et 4 [Abbildungen der Donneraxt] ab utraque facie delineatis, quam fortissimo Herculi clavam e manibus extorseris. — In Suffolk hängen die Landleute dergleichen durchlöchernte Steine im Stall auf, damit der Mahr (nightmare) die Tiere nicht reite. (Notes and querries IV, 53). In Schweden heissen diese durchlöchernten Steine Elfquärnar, Elfenmühlen.“

Übrigens sei bemerkt, dass man in der Altmark, wenn man keinen Melkstein hat, die Kuh, deren Milch blutig ist, durch einen Eichen-dopp d. h. durch ein Stück von einem Eichbaum, das ein natürliches Loch (Astloch) hat, melkt, wobei wohl zu bemerken, dass die Eiche dem

Donar, Thunar, Thor heilig war. Denn um heidnisch-germanische Sitte handelt es sich hier.

Ferner sei vorgelegt ein Milchstein, ebenfalls ein Zaubergerät der Hebeamme, es ist ein pyramidenförmiger Krystall von Alaun (Alumen crudum) A. VIII. 551; wenn der Kindbetterin die Milch stockt, streicht man mit dem Milchstein über Brust und Schulter, damit die Milch sich gehörig verteile.

Sodann mehre Exemplare vom Blutstein (Lapis haematitis), es ist ein faseriger Roteisenstein, von den Bergleuten auch Glaskopf genannt. Haematitis, Blutstein nennen schon Theophrast und Plinius dies Mineral, welches sie aus geronnenem Blute entstanden sich dachten und daher demselben blutstillende Kraft zuschrieben. Die Hebeamme schabt von dem Stein linde etwas ab und giebt es den Sechswöchnerinnen in einem Glas Wasser zu trinken. Auch sonst wird der Blutstein noch viel, auch in Berlin, zum Blutstillen gebraucht. Nr. VIII 826 der Tafel, mit dem Krötenstein VIII 827 zusammen sorgfältig verwahrt in der Schlossruine Fürstenfelde gefunden. — VIII 790, stengelich, aus der Mark Brandenburg, desgl. VIII 552, 553 und 1133. Einer der Steine bezeugt, dass er scharf gebraucht worden sei. Hermann in seiner Maslographie (Brieg, 1711), einer wahren Fundgrube der Heimatkunde, sagt S. 167: „Im Weh-Thun soll man mit einem Blut-Stein auf einem (Donner-) Keile reiben, und was abgerieben, der rote Fluor gut dafür sein“.

Unter den „figurierten Steinen“, wie die alten Mineralogen und Archäologen zu sagen pflegten, schliessen sich hier noch die Donnerkeile an. Aber bei keinem Erzeugnis des Volks- und Aberglaubens ist die Verwirrung grösser als hier, sowohl, was das Volk selbst anlangt, als was die Gelehrten betrifft. Unter Donnerkeilen versteht man im ursprünglichen Volksglauben keilförmige Schmelzungszeugnisse des Blitzes oder durch letzteren hervorgerufene Absplisse von Felsen und Steinen. Diese hat der Donnergott selbst erzeugt oder geschleudert.

Schon früh verwechselte man aber hiermit die aus der Steinzeit stammenden, von Menschenhand gefertigten Stein-Beile, -Keile, -Äxte und ähnliches. Da nun der Steinhammer das Attribut des Donnergottes ist, so lag es nahe, als die Erinnerung an das Verfertigen von Steingeräten verschwunden war, jene in Urnen oder sonst ausgegrabenen oder anderweitig durch Zufall gefundenen Artefakte als Wurfgeschosse des Donnergotts und in abgeblasster, mehr rationalistischer Vorstellung als Produkte des Blitzes anzusehen. Daneben hielt man aber auch Naturerzeugnisse, namentlich auch die Belemniten, mitunter selbst die Bufoniten (Echiniten etc.), sowie keilartige Gerölle und Geschiebe, wie sie besonders als vom Winde kantig oder rundlich abgeschliffene Quarzite vorkommen,

für Donnerkeile. Besonders geschätzt waren und sind noch jetzt selbstredend die stets nur undurchbohrt vorkommenden Feuersteinkeile, gemuschelt bearbeitet oder geschliffen oder poliert, denn der Flint schlägt Funken und ist der eigentliche Stein des Thunar. Daneben aber auch Keile aus Diorit, Diabas, Kieselschiefer und anderen Materialien; hier werden, weil der Aushöhlung eine besondere Zauberkraft beigegeben wird, die Keile mit vollständiger oder wenigstens begonnener Durchlochung bevorzugt.

Die Donnerkeile, deren wir im Märkischen Museum aus allen Gesteinsarten unserer Provinz viele Hunderte besitzen, schützen vor allem gegen Blitzschlag, besonders die flintenen Keile. Als ich vor Jahren mit dem verstorbenen geschätzten märkischen Altertumsforscher Pastor Bernhard Ragotzky zusammen den Freiherrn Eugen Edle Gans zu Putlitz, jüngeren Bruder des Dichters Gustav zu Putlitz auf dem Stammgut Retzin, Kreis West-Priegnitz, besuchte, war die rechts vom Herrenhause stehende Scheune, nach zweimaligem Abbrennen durch Blitzschlag, kürzlich zum dritten Male aufgebaut. Beim Richten des Dachstuhls hatte die Axt des Zimmermanns Funken geschlagen. Der Blitz wird also, so sagte man uns, die Scheune sich zum dritten Male holen. Warum hängen sie nicht einen Donnerkeil auf?

Unsere Altvorderen waren deshalb nicht selten vorsichtiger. Der bekannte verstorbene Altertumssammler Budach in Greifswald zeigte mir vor mehreren Jahren einen grauen Feuersteinkeil, den man daselbst, als das grosse Weissenbornsche Haus Ecke Baderstrasse und Fischmarkt umgebaut wurde, unter der Hausschwelle verwahrt gefunden hatte. Dergleichen Beispiele vom Vermauern oder sonstigen Anbringen von Donnerkeilen in Wohnhäusern und Viehställen unserer Heimat liessen sich noch mehrere anführen.

Noch Ende vorigen Jahrhunderts sieht sich der Rigaer Gelehrte J. B. Fischer in seinem „Versuch einer Naturgeschichte von Livland“ (2. Aufl. Königsberg, 1791, S. 748 im § 40 unter der Überschrift „Belemniten, Alpschosssteine, Donnersteine der Alten „Belemnitae“ von den paläontologischen Donnersteinen gemüssigt, folgendes zu sagen. „Jussien hält sie für Werke der Kunst, und zwar für Steine, welche die Alten in Ermangelung des Eisens zu Werkzeugen gebraucht haben. S. dessen Abhandl. vom Ursprung und Gebrauch der Donnerkeile, in den physik. Abhandl. der Acad. der Wissensch. zu Paris, 7. Th. S. 74—77. Wider dieses Meinung streitet ihr innerer Bau, und die chymischen Versuche, die man mit ihnen angestellt hat, und welche deutlich beweisen, dass sie tierischen Ursprungs sind.“

Umgekehrt hat der brave Hermann, Maslographia 160—167, genug zu thun, um zu beweisen, dass die Donnerkeile genannten Stein-geräte keine Erzeugnisse des Blitzes seien: „Insgemein werden sie

Donner-Keile oder Wetter-Steine genannt, welche aus dem Donnerwetter mit sammt dem Blitz herabfahren, einschlagen und bis 9 oder 10 Ellen tief in die Erde kriechen, in etlichen Jahren nach und nach wieder herfür kommen sollen. Die Steine mit Löchern sollen einschlagen und brennen, aber die glatten und schlechten sollen nur Gölle sein. Happellius in der kleinen Weltbeschreibung P. I. lib. 2, c. 22. p. 130 ff. beschreibet den Donner-Keil also: Der Keil entstehet aus der Materie, die mit den Dünsten in die Luft gezogen, und daselbst durch die Krafft des Versteinerungs-Geistes in einen harten Stein verwandelt und verhärtet wird. Diese Materie ist irrdisch, klebricht, grob und schweflicht. Allermeistens herrührend aus den metallischen Dünsten, die der Versteinerung am meisten fähig sind. Solcher Gestalt hat man gemercket, dass die Wolcken, darauss ein Wetter-Keil erzeuget worden, insgemein graulich, tieff und etwas schwartz erscheinen, denn eine solche Wolcke ist voll Schweffels und irrdischen Dunstes. Der Keil selber ist so hart wie Eisen, hat nicht allemahl einerley Gestalt, und soll nachdem er seinen Schlag verrichtet, hernach grossen Nutzen in der Artzeney haben.“

Es ist klar, dass hier wieder eine Verwechslung und zwar mit den kleinsten Weltkörpern, Aërolithen, Meteorsteinen, Meteoriten vorliegt, die allerdings „im Wetter“ auf die Erde fahren, oft mit grossem Krachen zerspringen und nicht selten noch so heiss sind, dass sie kaum berührt werden können. Diese Meteorsteine stellen zweifellos die ur-eigentlichen Donnerkeile dar, sie haben bereits in der Steinzeit das Erstaunen des Urmenschen gerade so erwecken müssen, wie sie noch heut das Staunen der Naturvölker und der ungebildeten Massen unter den Kulturvölkern erregen. Es sind die Keraunien oder Baetylien der Alten, den Griechen so heilig, dass sie einen eigenen Zeus Keraunios verehrten.\*)

Hauptsächlich schützen die Aerolithen gegen Blitzschlag, pulverisiert aber auch gegen Röteln, Scharlach, Gesichtsrose und andere Krankheiten.

„Die so genannten Donner-Keile (sagt Hermann ganz zutreffend S. 165) sind demnach nichts anders, als der alten Deutschen ihre Wehr und Waffen, damit sie sich im Kämpffen, Werfen, Schleudern und Armbrustschüssen geübet, und wieder ihre Feinde Ehre eingelegt haben. Und das kan viel eher erwiesen werden, als dass es sollen Wetter-Steine gewesen.“

\*) Vgl. Fr. v. Dalberg: Über Meteor-Cultus der Alten, vorzüglich in Bezug auf Steine, die vom Himmel gefallen. Ein Beitrag zur Alterthumskunde. Heidelberg 1811. — Richard Andree in seinem lehrreichen Aufsatz: Die prähistorischen Steingeräte im Volksglauben. (Mitt. der Anthropol. Ges. in Wien. Neue Folge. II. Bd.; auch als Sonderdruck, Wien 1882) beschäftigt sich ausführlich mit demselben Gegenstande.

Als zauberkräftig werden sie nach Hermann S. 167 wie folgt erachtet: „1. Wo ein Donner-Keil im Hause, da soll das Wetter nicht einschlagen. 2. Wer einen finde, der soll ein glücklicher Mensch seyn. 3. Die Saat glücklich zu verrichten, müsse man Donner-Keile im Säe-Tuch haben. 4. Ein Kind, das den Urin nicht lassen können, solle man aus drey Donner- oder Wasser-Keilen baden. 5. Wenn einer feste wäre, und man schabe etwas vor einem Donner-Keile, und schiesse damit, so müsse er aufgelöset werden. Man müste aber drey Donner-Keile haben, ob man gleich nur von einem was schabet. 6. Donner-Keil pulverisirt und gebraucht soll den Urin treiben, und wieder die Gelbsucht ein Specificum seyn, auch wieder die schwere Noth helfen. 7. Im Weh-Thun soll man mit einem Blutstein auf einem Keile reiben, und was abgerieben, der rothe Fluor gut dafür seyn. 8. Donner-Keile sollen den Schlaf befördern, und die kleinen Kinder, wenn sie ihnen in die Wiege geleget, vor dem Bruch bewahren. 9. Donner-Keile sollen für die pestilentialische Luft und wieder alle Gifft dienlich seyn, dieweil Jupiter die Pfeile von sich schiesst, und die Jovialishe Gestirne für glücklich geachtet werden; der Stein soll schwitzen, wenn Gifft vorhanden ist. 10. Am thörichtsten thun, die den Donner und dessen Donner-Keile vor ihren Gott halten.“

Unser geschätztes Mitglied Wilibald von Schulenburg hat sich mit dem Steinaberglauben unserer Wenden wiederholt beschäftigt. Bei ihnen ist das vorgeschichtliche Steingerät ein Gewitterstein. Die Löcher darin hat der Blitz geschlagen (Wendische Volkssagen. Leipzig 1880, 270). Aus dem Aufsatz: „Die Steine im Volksglauben des Spreewaldes“ Zeitschrift für Ethnologie, XII. Bd. Berlin 1880, S. 252—260 wird folgendes entnommen: „Man braucht sie [die Steinteile] gegen verschiedene Leiden, z. B. Halsübel, Seitenstechen u. a., besonders auch gegen die Kulka, die sogenannte Mutterplage. Entweder werden die Steine gegen die leidenden Stellen gedrückt oder gestrichen, oder sie werden „getrunken“. Zu diesem Zwecke feilt man den Stein aus und trinkt den Steinstaub mit Wasser; die Wirkung wird noch weit über die des Pfeifenschlammes, den manche gebrauchen, gesetzt. Auch beim Rindvieh wird der Stein gegen die „waka“ (Geschwulst am Kinn) gebraucht; dazu hängt man ihn dem Vieh mit einer Strippe um.

Wenn aber die Krötenkronen (Echiniten) als heilkräftig bezeichnet wurden, so gelten für viele auch andere Steine, welche man zufällig, z. B. beim Graben, in der Erde findet, und welche nach der Volksanschauung „wie Kröten ausgewachsen sind“, als Mittel, um Beulen und auch sonstige Übel beim Vieh zu vertreiben. Als solche fand ich sogar alte zerbrochene Schleifsteine mit ausgeschliffener Mitte, kolbenartige Steine u. dergl., aufbewahrt. Um in dergleichen Bildungen Beziehungen zur Kröte zu finden, ist allerdings die bedeutende Einbildungs-

kraft eines unversehrten Volksglaubens erforderlich; es beweist dies gleichzeitig, in wie hohem Masse in älterer Zeit Beziehungen gesucht und gefunden wurden. Fig. 4 zeigt einen solchen Krötenstein. \*)

Wenn ferner, wie erwähnt die Löcher der Steinbeile als Wirkung des Blitzes betrachtet wurden, so erfreuen sich nicht minder die natürlichen „gewachsenen“ Löcher der Feuersteine einer erhöhten Bedeutung. \*\*) Dergleichen Feuersteine mit durchgehenden Löchern werden gegen Beulen und „Schwären“ dem Vieh umgehängt, bis das Übel verschwindet. Haben sie es angezogen, so nimmt man sie ab. Vielleicht sucht mancher durch Übertragung des Steines auf einen anderen das Übel los zu werden, wie solcher Glaube in verschiedenen anderweitigen Gebräuchen zu Tage tritt, wenn man beispielsweise zu Ostern dem Nachbarn mit dem Stubenkehrer die Flöhe zuwirft, beim Schnupfen den Nasenschleim einem andern auf die Thürklinke schmiert, Kranke Speichel in verschiedener Papierhülle auf den Weg legen, Stecknadeln fallen lassen u. dgl. m. So besitzt Schreiber dieses einen durchbohrten Stein, welcher einem Wenden in einem andern Dorfe bei seiner Abwesenheit in den Kahn gelegt wurde, vielleicht, um ihn mit demselben irgend eine Krankheit mit dem Strome des Wassers oder über die Grenzen fortschleppen zu lassen.

Lediglich glückbringend sind die Kamuški (d. h. Steinchen), kleine weisse Kiesel, deren Form gleichgültig ist. \*\*\*) Wer seines Weges geht und zufällig ein solches Steinchen findet, betrachtet den Fund als eine Fügung und steckt den Stein ein. †) Man trägt ihn dann

\*) Nach dieser Abbildung, S. 256, zu urteilen, ist dies nichts als ein wahrscheinlich quarzitischer rötlicher sogen. Windschliffstein, der in der Diluvialzeit durch Wind und Flugsand täschchenartig an vielen Stellen glatt ausgeschliffen ist.

E. Friedel.

\*\*) Der Feuerstein hat von jeher die Phantasie, selbst der Gelehrten, erregt und sie haben sich über die Entstehung dieses kieseligen Minerals weidlich den Kopf zerbrochen. So ruft Johann Friedrich Henkel: *Idea generalis de lapidum origine per observationes, experimenta et consecraria succincte adumbrata. Dresdae et Lipsiae. I. Aufl. 1734, S. 39: O Silex, silex! quae te matercula gessit!* (O Feuerstein, Feuerstein! welches Mütterlein hat dich erschaffen!) — Vgl. auch Joh. Sam. Schröter: *Journal für die Liebhaber des Steinreichs und der Konchyliologie. Bd. II. Weimar 1775, S. 67.*

E. Friedel.

\*\*\*) Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Direktor Schwartz heisst es bei Conze, *Volküberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck, S. 412: „weisse Kieselsteine auf Äckern rühren von Gewittern her“, und das. Anm.: „Kinder, die im Frühjahr viel mit Kieselsteinen spielen, deuten damit schwere Gewitter des Sommers voraus.“* Rochholz, *Alem. Kindersp. 319.*

W. v. Schulenburg.

†) Nach Fr. E. Lemke's mündlicher Aussage bedeuten im ostpreussischen Oberlande weisse Steinchen, gerade umgekehrt, Unglück; sie bringen das Fieber hervor. Sollte die weisse Farbe, weil bei den Slaven und Litthauern Trauerfarbe, deshalb von übler Vorbedeutung sein?

E. Friedel.



als Glücksbringer bei sich in der Tasche oder im Geldbeutel oder hat ihn in der „Lade“ (Truhe) liegen. —

Kleine beliebige Steinchen werden auch zur Vertreibung von Warzen benutzt. Wenn man nämlich, mit Warzen behaftet, zufällig auf dem Wege ein Steinchen findet, so hebt man es auf, spuckt dreimal darauf und drückt es dreimal schweigend auf die Warzen und sagt dreimal: *To pomogaj bog wósc, bog syn a bog swěty duch* (das helfe u. s. w.)<sup>\*)</sup>

B. VI. No. 2787 bis 2790 der Abb. in ca.  $\frac{1}{3}$  Grösse sind 4 Schrecksteine von Neu-Ruppin aus der Sammlung des bekannten Altertumsforschers Stadtgerichtsrat Rosenberg. B. VI 2703



ist ein offenbar viel gebrauchter aus der Sammlung des märkischen Heimatforschers Friedrich von Klöden. Die Steine sind aus buntem, No. 2703 aus rotbraunem Serpentinsteine künstlich hergestellt, die Rückseite plan, die Vorderseite an einen Papierdrachen erinnernd. Eine Querkante teilt die Vorderseite in zwei Dreiecke, das obere kürzere ist in drei

Felder zerlegt, oben durchbohrt und abgestumpft, das untere längere Dreieck, ebenfalls in 3 Felder geteilt, läuft spitz zu. An einer Schnur wird das Amulett Wöchnerinnen, Kindern oder anderen „schreckhaften“ Personen um den Hals gehängt. Die Fabrikation soll in Thüringen geschehen. Vgl. v. Schulenburg a. a. O. S. 260 Fig. 8.

Ich gehe zu den Ringsteinen über. Was wäre nicht alles über die Ringe, insbesondere die Ringsteine und ihre Zauberkraft vom Zauberringe Salomonis und Prometheus an, der den ersten eisernen Ring trug, zu sagen? Schon der Ring selbst als Symbol der Unendlichkeit hat eine weittragende Symbolik.

Der Ringstein ist beim Landvolk, das doch den eigentlichen Kern der Bevölkerung darstellt, von je her, auch bei uns beliebt und üblich gewesen. Er scheint aus dem Orient zu stammen und dürfte unseren germanischen Altvorderen bereits von dorthertzugekommen sein. Die Ringsteine sind mit der Genealogie vieler deutscher Geschlechter auf das Innigste seit Jahrhunderten verknüpft. Der Ring, insbesondere der mit einem Talisman-Stein geschmückte, kommt deshalb im Wappen adliger wie bürgerlicher Geschlechter, auch in Deutschland nicht selten vor. Beispielsweise führt die Parchimsche Linie des allbekanntesten Hauses Schwerin im Schilde einen Arm, der einen Ring trägt. Später erscheinen statt dessen zwei nach oben ausgestreckte Arme, welche den mit einem Talisman geschmückten Ring hochhalten. Oskar Schwebel „Die Herren und Grafen von Schwerin“, Berlin 1885, S. 19 bemerkt

\*) Nach ähnlichem Rezept sind mir seitens meiner Mutter, als ich etwa 8 Jahr alt war, die Warzen, und zwar viele, die plötzlich gekommen waren, von den Fingern fast ebenso schnell wieder vertrieben worden. E. Friedel.

dazu: „Jener Ring, der dem Krieger von der Hand einer unsichtbaren Person dargeboten wird, ist nämlich nichts anderes als das feiende, den Sieg verleihende Kleinod der deutschen Schlachtenjungfrauen, der alten, heidnischen Walkyren. Wir sagten oben, die Schwerin seien ein deutsches Geschlecht. Wir meinen dasselbe auch von dem berühmten Hause Oertzen\*), welches ein gleiches Schildzeichen führt. — Nun ist jenes uralte, auf die deutschen Schlachtenjungfrauen zurückzuführende Wappenbild ferner besonders berühmt bei dem niedersächsischen Geschlechte von Plesse; — die Ringe desselben heißen sogar die „Schwanenringe“. Es ist ein charakteristischer Blick in die Vorzeit unseres Volkes, den wir hier thun können. Den Arm der göttlichen Jungfrau und ihren schützenden, segnenden Ring erwählte sich also ein Ahne des Hauses Schwerin, weil er sich behütet und geleitet dachte von einer der Töchter Wodans, des Sieg- und Schlachtenruhmspendenden Gottes!“ —

Bei unserer heutigen Betrachtung kommt es uns lediglich auf das Kleinod der Ringe, den Ringstein, an.

Ich kann wegen Kürze der Zeit nur vier der mancherlei im Besitz des Märkischen Museums befindlichen Ringsteine mit Talismanen oder Amuletten vorlegen und bemerke, dass dgl. Ringe zwar auch in dem hier in erster Linie in Betracht kommenden Gebiete der engern Heimat, ganz besonders aber in dem süddeutschen Sprachgebiet (Bayern, Tirol, Salzkammergut, Steiermark, Ober-Österreich pp.) getragen werden. In unserm Heimatsgebiet werden sie nicht selten versteckt getragen oder in der Häuslichkeit geheim verwahrt, im katholischen süddeutschen Sprachgebiet sieht man sie mit Vorliebe an den Fingern von Personen beiderlei Geschlechts getragen, hier führen die Ringe sogar nicht selten Namen, St. Antoniusringe, St. Georgsringe etc. je nach dem Heiligen und Schutzpatron, auf welchen sich, nach ihrer Ausstattung, diese schutzbringenden Symbole beziehen.

a) Kat. B. VI, 10829 des Märkischen Museums giebt einen silbernen Bauernring, der den auf der Oberseite fleischrötlich, ungefähr an einen menschlichen Nabel erinnernden Verschlussdeckel einer Meereschnecke (Turbo) enthält. Dr. Hagers Handbuch der pharmaceutischen Praxis sagt darüber folgendes: „Turbo rugosus L. und andere Turboarten, zu den Gasteropoden gehörige, im Mittelmeer lebende Deckelschnecken. — Umbilici marini, Belliculi marini, Meernabel, Meerbohnen, Seebohnen, Nabelsteine, Mondaugen. — Deckel des Schneckengehäuses. Sie sind scheibenförmig, 2—3 cm im Durchmesser, 2—3 mm dick, glatt, etwas vertieft, auf der

\*) Vgl. zu Altrichters Abhandlung „Das Laasker Schwert“, „Brandenburgia“ VI, 280 fig., die Figur 31. Auf andere Familien-Erbringe wird weiterhin verwiesen.

einen Seite fleischrot oder rot, auf der anderen braun, aus Kalkcarbonat und Leim bestehend. Die Seebohnen werden hin und wieder in den Apotheken gefordert und zum Auflegen und Aufbinden auf den vorstehenden Nabel oder auf sogenannte Ueberbeine, teils auch zu Räucherungen und zu abergläubischen Zwecken gebraucht“. Aus letzterm Grunde wird der *Umbilicus marinus*, wie im vorliegenden Exemplar, als Ringstein gefasst.

b) B. VI. 12719, Bauernring, silbern, mit 3 roten Steinen, die anscheinend in Zahnfragmente eingelassen sind. Schützt gegen mancherlei Übel.

c) B. VI. 10831. Bauernring, silbern, mit 2 Zähnen. Vielleicht Fuchs. Fuchszähne treten, seitdem Wolfszähne wegen Ausrottung des Raubtiers selten geworden sind, mehr und mehr als Ersatzstücke; diese Zähne sollen das Zahnen und den Zahnwechsel der Kinder erleichtern.

Seltsame Tiere müssen auch seltsame Krankheiten heilen. So braucht man Ringe von Stücken aus Elentierhufen gegen die fallende Sucht, wahrscheinlich, weil die Alten die Vorstellung hatten, dass das Elch, wenn es hinfalle, sich nicht wieder erheben könne, weshalb es an einen Baum gelehnt schlafe. Caesar, *Bell. Gall.* VI. 26. Solche Ringe waren sehr geschätzt. Lope de Vega (geb. 1562, † 1635) berichtet in seinem Lustspiel „Das Unmöglichste von Allem“ (auch „Der Tugendwächter“ verdeutscht) ausführlich, wie ein solcher Krampfring hergestellt und gebraucht werden soll.

d) B. VI. 11678, interessanter Goldring, einige Jahrhundert alt, der früher eine andere Ringplatte, vielleicht ein Wappen, enthalten haben dürfte, jetzt einen graubraunen glänzenden Stein in Form eines Kugelabschnittes umschliesst, welcher zu den sogenannten Katzensteinen zu gehören scheint, wenn er nicht ein geschliffener innerer Teil eines Krötensteins ist. Diese Art Steine sind von jeher als zauberkräftige Talismane mit abergläubischer Scheu betrachtet worden.

In der That ist es möglich, einen Menschen, welcher einen dergleichen Stein längere Zeit mit ungeteilter Aufmerksamkeit betrachtet, in einen hypnotischen Zustand zu versetzen. Es kommt freilich auf die Individualität an, ich selbst, beispielsweise, eigne mich, wie ich erprobt, zu dergl. hypnotischen Versuchen gar nicht, im übrigen sind es keineswegs nervöse Menschen, welche hier der „Bezauberung“ unterliegen, ich habe vielmehr bei dreitägigen Experimenten, welche der im vorigen Jahr zu Altona verstorbene bekannte Magnetiseur Hansen in Greifswald in Gegenwart medizinischer Autoritäten anstellte, selbst gesehen, wie sehr kräftige jugendliche Personen, Lieutenants, Studenten, Lehrer pp. in 20 bis 30 Minuten durch unverrücktes Anstarren von dergl. Ringsteinen, die einen „Hof“ hatten, d. h. einen äussern Ring von anderer Farbe als der mittlere eigentliche Ringstein, in Zeit von 20 bis 30 Minuten in den

Zustand völliger Willenlosigkeit versetzt wurden. Einige folgten dem berührenden Finger des Magnetiseurs wie ein Hündchen, andere thaten ohne direkte Berührung was er ihnen sagte, andere verfielen in Schlaf, andere geriethen in kataleptische Zustände, wobei der Körper in unglaubliche Verrenkungen und Stellungen gebracht, die im wachen Zustande unerträglich gewesen, gleichwohl in jenen künstlichen Posituren verharrte, bei anderen fand auf Einreden des Experimentierenden, also mittels Suggestion, eine vollständige Verrückung der Vernunft und ein blindes Gehorchen statt, so dass sie z. B. rohe Kartoffeln für Äpfel assen, sich in Frauenzimmer verwandelt glaubten u. dgl. m., alles dies, ich wiederhole, durch blosses unausgesetztes Anstarren eines knopfförmigen Ringsteins. Diese Beispiele zeigen deutlich, wie bei den so vielfach überlieferten Bezauberungsgeschichten, die durch Talismane u. dgl. bewirkt sein sollen, hie und da ein Körnchen Wirklichkeit obgewaltet haben mag. Wie lange hat es nicht gedauert, bis man namentlich in den massgebenden ärztlichen Kreisen Deutschlands an die Suggestion glaubte, während doch die letztere jetzt als Heilmittel nervenärztlicherseits in allen Kulturländern der Erde und nicht selten mit Erfolg angewendet wird.

Vor einiger Zeit wurde mir der Ausschnitt einer englischen Zeitung, worin von einem Talismanringe im Besitz unsers Herrscherhauses gesprochen wurde, mit der Bitte um Auskunft über die allerdings die wissenschaftlichen Kreise recht sehr interessierende Angelegenheit zugestellt.

Auch hier stellt sich ein Kern von Wahrheit heraus.

Es giebt mehre Überlieferungen von Sagen oder Berichten, welche sich auf Hohenzollersche Zauberringe beziehen. Die eine Tradition erstreckt sich, wie gleich ersichtlich sein wird, auf die fränkische Linie des Hohenzollern-Hauses. Oskar Schwebel, Die Sagen der Hohenzollern, 2. Aufl. Berlin 1886, behandelt die Angelegenheit S. 430—440 in dem Kapitel 29: „Der Ring der Markgrafen von Ansbach-Baireuth“.

Einem menschenscheuen altpreussischen Kammerherrn von B., der ein altertümliches Turmgemach des Bayreuther Schlosses bewohnte, soll ein Mann im Pilgergewande nachts erschienen sein und ihm gesagt haben, von B. solle im Kloster Himmelskron, der Begräbniskirche der alten Markgrafen, einen bestimmten Sarg öffnen. In diesem ruht, sagte die Erscheinung, ein Ahn deines Herrn. Noch ist dessen Leiche wohl erhalten. An dem Goldfinger der linken Hand trägt der alte Markgraf einen Goldring, welcher mit Edelsteinen geschmückt ist; den musst du der Leiche von der Hand abziehen. Merke aber wohl, was ich dir sage. Du bist der Auserwählte; nur du vermagst das Werk zu vollbringen. Solltest du dasselbe aber aus thörichter Furcht unterlassen, so wird das Haus der Hohenzollern aussterben.

Noch zweimal und immer dringlicher meldete sich nach Verlauf von Wochen der Geist. Nur einer von den drei Diamantsteinen des Ringes sei noch nicht erblindet: Erlischt auch er, so wird es binnen kurzer Zeit erschütternd lauten: „Heute noch Hohenzollern und nun nimmermehr.“ Jetzt endlich hielt sich Herr v. B. genötigt, dem skeptischen Markgrafen Anzeige zu machen, und eine Kommission begab sich auf dessen Befehl an Ort und Stelle. Man fand alles so, wie es vorausgesagt war, v. B. zog dem Leichnam, der alsbald zu Staub zerfiel, den Ring ab. Die Diamanten desselben waren kunstvoll gefasst, so dass sie eine Blume bildeten. Nur einer davon blitzte noch in seltenem Feuer. Ring und Protokoll des Befundes wurden im Archiv zu Bayreuth niedergelegt.

Zuvor hatte der Markgraf die Sache dem König Friedrich Wilhelm II. nach Berlin gemeldet. Dieser, kein esprit fort, wie sein fränkischer Hausverwandter, erschrak und antwortete, dass man zwar alles unnötige Aufsehen vermeiden, dennoch aber in der Gruft von Himmelskron Nachforschungen anstellen solle. Fände sich sothaner Ring an der Hand der fürstlichen Leiche, so solle derselbe entfernt und in der Schatzkammer des markgräflichen Hauses bis auf weiteres niedergelegt werden.

Kurze Zeit darauf kam von Berlin die erfreuliche Kunde, dass dem königlichen Hause Hohenzollern Kindersegen bescheert sei; die fränkische Linie erlosch dagegen. Die Erzählung muss vor 1770 fallen, denn in diesem Jahre wurde dem damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm von Preussen von seiner zweiten Gemahlin Luise von Hessen-Darmstadt der nachmalige König Friedrich Wilhelm III. geboren. In die Regierungsjahre Friedrich Wilhelm II. kann die Erzählung nicht fallen, denn damals waren vier Söhne vorhanden. Auch unter Friedrich dem Grossen ermangelte es, trotz der Kinderlosigkeit, bekanntlich nicht an Thronerben. Ganz richtig bemerkt daher Schwebel S. 438: „Die Erzählung erscheint völlig in das Helldunkel ihrer Zeit getaucht, in welcher man sich ermächtigt hielt, den religiösen Glauben zu verspotten, und trotzdem einer Mystik und Geisterseherei huldigte, deren Folgen sich später als so unheilvolle herausstellten“.

C. Trog, *Zollernsagen, auch sagenhafte Züge und Charakterzüge aus dem Leben der Hohenzollern* (3 Bde. Düsseldorf 1886) behandelt in populärer Weise, ohne etwas neues zu bringen, das gleiche Thema.

In dem erscheinenden Geiste haben wir (bemerkt Schwebel, S. 439) den Schutzgeist oder den Ahnherrn des Hauses Hohenzollern zu erblicken. Echt sagenhaft aber sind die Züge, dass die Geschicke des erlauchten Hauses Zollern an einen Ring gefesselt sind und dass die Diamanten desselben erbleichen. Der Ring ist in der deutschen Sage

das Symbol des Segens. Wodan selbst besitzt einen wunderbaren Ring, den „tröpfelnden“, nordisch „Draupnir“ genannt; — von ihm träufeln in jeder Nacht neue Ringe herab; darum haben viele deutsche Geschlechter einen Ring zum Familientalisman. So die Alvensleben in der Mark, die Hahn in Mecklenburg, die Puttkammer in Pommern, die Veltheim im Braunschweigischen, die von Zimbern oder Zimmern in Schwaben, die Salm in Lothringen u. s. w. — Von all diesen Ringen aber werden wundersame Geschichten erzählt. Denn entweder stammen diese Ringe aus der Hand von Waldfrauen und Zwergen, von Wassermännern und Nixen, oder sie sind aus dem fernen Morgenlande durch Kreuzfahrer nach Deutschland gekommen. Ihr aller Vorbild aber bleibt des Göttervaters segenspendender Ring.

Bei alledem scheint der Sage von dem Hohenzollerschen Erbringe etwas Thatsächliches zu Grunde zu liegen. Es ist in neuerer Zeit das Verdienst des verstorbenen Geheimen Hofrats Louis Schneider, welcher in die vertraulichsten Familienverhältnisse und Überlieferungen des preussischen Hofes eingeweiht war und der aus ehrfurchtsvoller Diskretion vieles nicht niedergeschrieben hat, was er gehört und gesehen und was von hervorragendem kulturgeschichtlichen Interesse gewesen sein würde, dass er der Zollerschen Talismansage eine neue Perspektive abgewonnen hat. Die letztere stammt aus dem Jahre 1865 und ist auch vom Standpunkt der Heimatkunde so wichtig, dass wir sie Schneiders Buch „Aus dem Leben Kaiser Wilhelms. 1849—1873“. (Berlin 1888). Band I, S. 154—161 wörtlich und vollständig entnehmen müssen.

„Kurz vorher hatte ich mich eines Sonnabends früh, wie gewöhnlich, im Adjutantenzimmer befunden, um das Aufstehen des Königs zu erwarten, als sich auch der Geheime Rechnungsrat und erste Tresorier Geiling dort einfand. Er trug ein versiegeltes Packet in der Hand, welches er dem Kron-tresor hatte entnehmen müssen, um dasselbe dem Könige zu übergeben. Wahrscheinlich — sagte Herr Geiling — enthalte das Packet Aktenstücke in Bezug auf den vielbesprochenen Ring, von welchem die Sage geht, dass, so lange er im Besitz des Hauses Hohenzollern bleibe, es demselben gut ergehen werde. Da ich in der Aufschrift die Handschrift König Friedrich Wilhelm erkannte, so fragte ich Geiling nach dem Inhalte desselben und las — so viel ich mich erinnere:

„Ich habe dieses Packet in Gegenwart meiner Schwester Louise der Niederlande geöffnet, von dem Inhalte Kenntniss genommen und dasselbe mit meinem Secret wieder versiegelt, dem Fürsten Wittgenstein zur Aufbewahrung zurückgegeben.“

Die Aufschrift war viel länger, doch erinnere ich mich bei der Flüchtigkeit, mit welcher ich sie einsehen musste, nur des Sinnes, nicht des Wortlautes genau. Das Packet war länglich und zweimal gesiegelt.

Der Zufall wollte, dass ich einige Tage später, zum Behufe einer historischen Arbeit, in der Manuskriptensammlung der Königlichen Bibliothek zu Berlin einen Folioband (Nr. 367 der Ms. boruss) mit dem Titel:

„Goldmacherei der alten Churfürsten und andere Superstitiosa.“  
in die Hände bekam und darin folgende Notiz fand:

„Von den Geheimen Kriegsath Krüger hörte ich (nemlich der Ordensath König) die Nachricht, welche er aus den Papieren des Kriegszahlmeisters, Geheimen Rathes Köppen gezogen, dass König Friedrich II. beim Antritte seiner Regierung, ausser vielen alten Münzen, die er verkaufen lassen, auch ein Schächtelchen mit einem Ringe, der einen schwarzen Stein eingefasst, gefunden, wobei ein Zettel gelegen, den König Friedrich I. eigenhändig geschrieben habe, und der ungefähr folgendermassen gelautet: Diesen Ring hat mir mein seliger Herr Vater auf dero Sterbebette eingehändigt mit der Erinnerung, dass, so lange dieser Ring bei dem Hause Brandenburg erhalten werde, solches nicht allein Wohlergehen haben, sondern auch wachsen und zunehmen würde. Der König hat diesen Ring dem Köppen aufzuheben befohlen, hernachmals aber solchen abgefordert, und habe der Letztere nach diesem nichts weiter davon erfahren.“

Einige Seiten weiter befand sich in demselben Manuskripte, mit dem nebenstehenden Zeichen versehen, noch die folgende Notiz:

**WAD**

„Einer fürstlichen Person, Sagt man, soll eine grosse Kröte, eynen güldenen ring mit eynem Demantt und 2 Rubinen versetzt, auff's Bett gebracht haben undt aus ihrem munde vor Sie fallen lassen, in dem gedachte Fürstin, eben zu dem mahl in der Geburth gearbeitet. Dieser ring soll noch heutiges Tages dem in des Stammes erstgeborenen immer fort, zum gedächtniss und vermeintem, hierunter verborgenem Glück und Wohlergehen gegeben und zugeeignet werden.“

Dahinter verweist eine Bemerkung mit Bleistift auf die erste Seite des Bandes, also auf die Notiz des Ordenraths König.

Nun wurde mir die Sache interessant. Sofort angestellte Erkundigungen ergaben nun zwar, dass unbestimmte Gerüchte über die Existenz und sorgfältige Aufbewahrung eines solchen Ringes vorhanden, eine nähere Kenntniss der Umstände oder eine historische Begründung des Besitzes nicht zu erlangen war. Vielfach wurde dieser Ring mit denjenigen in Verbindung gebracht, welchen angeblich die Gräfin Lichtenau dem sterbenden Könige Friedrich Wilhelm II. vom Finger gezogen haben soll, und als dieser mit schwacher Stimme rief: „Her den Ring!“ den Umstehenden ihren Raub durch den Befehl zu verdecken suchte: „Hering ruft der König. Er will einen Hering haben!“

Der Hof-Staatssecretair, Hofrath Dohme, gab mir folgende präcisere Auskunft:

Er habe den Auftrag erhalten, die in den Kommoden des Marmopalais bei Potsdam aufbewahrten Papiere zu inventarisiren, und unter denselben

mehrere mit Bleistift geschriebene Zettel des Königs gefunden, welche sich auf einen Ring beziehen, der sich in den Händen des Oberkastellans Lehmann zur Aufbewahrung befunden. In einer dieser Bleistift-Ordres war gesagt: Lehmann solle dem Könige den Ring bringen, aber bei seinem Kopfe vorsichtig damit umgehen. Ein anderer Zettel habe, ohne erkennbare Veranlassung, dem Lehman besondere Sorgfalt bei Aufbewahrung dieses Ringes eingeschärft. Auch habe sich eine, wohl 3 Seite lange, Geschichtserzählung dabei befunden, welche — so viel er, Dohme, sich erinnere — mit dem übereinstimme, was ich ihm als eine Aeusserung Friedrichs des Grossen mitgetheilt. Nur wäre hinzugefügt gewesen, dass König Friedrich II. gesagt: „Ich glaube gar nicht an solche Dinge, der Ring soll aber doch aufbewahrt werden.“ Diese sämtlichen Papiere wären damals dem Fürsten Wittgenstein übergeben worden und befänden sich die speziell auf den Ring bezüglichen wahrscheinlich in dem Packete, welches König Wilhelm sich von Tresorier Geiling habe vorlegen lassen. Auch sei in jenen Papieren noch erwähnt gewesen, dass der Ring ursprünglich von dem Kurfürsten Johann Cicero herstamme.

Mit dieser letzteren Angabe stimmt anscheinend auch ein Befehl König Friedrich Wilhelm IV. überein, nach welchem die Beamten des Hofmarschallamts ein Portrait Johann Ciceros oder einiger anderer Kurfürsten aufsuchen sollten, und zwar alle, die einen Ring am Finger zeigten, weil der König sich selbst überzeugen wolle, welche Art von Ringen seine Kurfürstlichen Vorfahren getragen. Die Bilder wurden aufgestellt. Ueber das Resultat wussten die dabei Betheiligten aber nichts, und die ganze Sache kam ihnen überhaupt erst durch meine Erkundigung in das Gedächtnis zurück, weil jener Befehl durch die Ringfrage erst eine Erklärung fand.

Die Version, dass die Gräfin Lichtenau sich in den Besitz des Ringes gesetzt — wie sie in mehreren Werken über die Regierungsperiode König Friedrich Wilhelm II. erzählt wird — hat auch zu dem Glauben veranlasst, das Unglück des Preussischen Staates im Jahre 1806 sei daher entstanden, dass jener Ring sich nicht mehr im Besitze des Königl. Hauses befunden und die Gräfin Lichtenau von König Friedrich Wilhelm III. sehr hart behandelt worden wäre. Erst 1813 habe sie gegen eine Pension den Ring wieder ausgeliefert und von nun an sei alles gut gegangen.

Mehr war nicht zu erfahren. Je unklarer und verschwommener aber das alles war, je mehr steigerte sich mein Interesse an einer Sache, von welcher ich so zufällig Kenntniss erhalten und die ich doch nach dem selbst Gesehenen von Wichtigkeit für die Königliche Familie halten musste. Ich unterstand mich daher, Sonntag den 12. November 1865, auf Schloss Babelsberg den König selbst zu fragen, welche Bewandnis es mit jenem Packete gehabt habe. Um diese Frage zu entschuldigen, las ich vor, was ich darüber zusammengetragen und erhielt folgende Antwort, die ich gleich beim Nachhausekommen niederschrieb:

„Alles, was Sie da von Eröffnung des versiegelten Packets durch mich gesagt, hat seine vollkommene Richtigkeit. Es ist im Königlichen Hause üblich, dass der Ring und die Papiere jedem neuen Könige vorgelegt werden. Auch mit der von Ihnen angeführten



Aufschrift meines hochseligen Bruders hat es — dem Sinne nach — seine Richtigkeit. So viel ich mich erinnere, ist es ein altmodisch geformter Ring mit einem einfachen dunkelfarbigem Stein. Genau kann ich die Farbe des Steins nicht charakterisiren. Jedenfalls war es aber weder ein Diamant mit 2 Rubinen, noch war es ein schwarzer Stein. Von all' den Dingen, die Sie aus schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen gesammelt, steht Nichts in den Papieren, welche das Packet enthält, sondern nur, dass der Ring von einem meiner Vorfahren stammt, und Friedrich II., wie alle seine Nachfolger befohlen haben, dass der Ring sorgfältig aufgehoben werden soll. — Das mit der Kröte und mit den Bleistiftzetteln meines Grossvaters, sind mir ganz neue Sachen. Nachdem ich den Ring meiner Frau und dem Kronprinzen gezeigt, habe ich ebenfalls die weitere sorgfältige Aufbewahrung befohlen. Dass mein hochseliger Bruder sich habe die Portraits mehrerer Kurfürsten zeigen lassen, um zu sehen, ob einer von ihnen einen ähnlichen Ring am Finger trägt, ist möglich. Ich habe nie davon gehört. Jedenfalls enthalten jene Papiere nichts, was den Wunderglauben nähren könnte, und viel weniger, als was Sie darüber zusammengetragen haben.“

In den Worten des Königs und in dem Ausdruck, mit dem er sie sprach, zeigte sich so durchaus kein Wunderglaube und kein tieferes Interesse, dass ich dies als besonders charakteristisch für ihn anführen muss und eben deswegen den Gegenstand etwas ausführlicher behandelt habe. Nach meiner Erfahrung sind grade fürstliche Personen besonders empfänglich für solche Eindrücke. Unheimliches, Gespenstergeschichten, Geistererscheinungen waren die dankbarsten Themata für meine Vorleseabende in Sanssouci, ja ausdrücklich gewünscht und befohlen. Als der hochselige König zur Regierung kam, spielte das Vaticinium Lehninense eine grosse Rolle, und Bibliothek- wie Archiv-Beamte wurden dafür in Bewegung gesetzt, ja, diese Beamten sagten mir, dass dies bei jeder Thronbesteigung der Fall gewesen sei, wie aus den vorhandenen Ueberlieferungen hervorgehe. Noch ausgesprochener zeigte sich das, sobald der „Weissen Frau“ erwähnt wurde, wie überhaupt das Uebernatürliche, selbst einer Königlichen Macht nicht Erreichbare, einen eigenthümlichen Zauber für fürstliche Personen zu haben scheint. König Wilhelm zeigte sich — wenigstens bei dieser Gelegenheit — ganz frei davon. Das wäre an und für sich kaum erwähnenswerth, wenn es nicht gleichzeitig auch manches Andere erklärte und ich eben nicht die Erfahrung gemacht hätte, dass gerade Fürsten und Fürstinnen in auffälliger Weise solchen Eindrücken unterliegen“.

Auch aus den Schneiderschen Berichten geht hervor, dass zwei Ringsagen hier vermengt werden, einmal die von dem mit 3 Steinen (3 Diamanten, oder 1 Diamant zwischen 2 Rubinen) besetzten hohenzollerisch-ansbachischen Talismanringe und die mit dem hohenzollerisch-brandenburgischen Ringe, welchen Kaiser Wilhelm der Grosse als mit einem einfachen dunkeln Stein versehen bezeichnet. Dass dieser Talismanring uralter Familienbesitz sei und aus dem Mittelalter stamme, kann

ebensowenig bezweifelt werden, wie dass er noch jetzt sich im Kron-tresor, welches dem Königlichen Hausministerium unterstellt ist, befindet. Nach gefälliger Auskunft des Herrn Dr. Seidel, Direktors des Hohenzollern Museums und der Sammlungen des Kgl. Hauses wird, wie festgestellt, der Ring dort nicht verwahrt.

Es ist anzunehmen, dass der Ring in den Zeiten, in welchen man an magische Ringe, Talismane u. dgl. noch viel mehr glaubte als jetzt, der Ring von den Regenten getragen worden ist. Bei einem Hoffeste im Februar d. J. machte ich unsern ersten Vorsitzenden, Oberbürgermeister Zelle, auf einen Ring aufmerksam, den Kurfürst Joachim II. auf seinem Gemälde in der Bildergalerie des Königlichen Schlosses an der rechten Hand trägt. Herrn Zelle fiel auch auf, dass es ein Ring mit einem grossen, halbrundlichen, schlichten graubraunen Stein war. Ich bin geneigt, dies als eine Darstellung des magischen hohenzollerschen Erbringes zu halten und zwar dürfte der Stein den geschliffenen innern Kern eines Krötensteins (Galerites) enthalten.\*)

Sehr beachtenswert vom Standpunkt der Volkskunde und Psychologie ist, was ein so gewiegter Kenner wie Louis Schneider von den in höchsten und allerhöchsten Kreisen herrschenden abergläubischen Vorstellungen sagt. Darin sind wir uns also alle gleich, Knecht wie Herr, der sogenannte gemeine Mann und der Fürst. Alle haben wir noch Reste des Aberglaubens, der Dämonen- und Fetischverehrung an uns. Ja die fürstlichen Personen noch mehr wie der gebildete Mittelstand, das ist bei hohen Herrschaften die Stelle, wo sie verwundbar sind, die psychologische Achillesferse.

Louis Schneider spielt deutlich auf unsern unvergleichlichen Kaiser Wilhelm den Grossen an: ob er sich wohl nach der angedeuteten Richtung hin von seinen Standesgenossen vollständig unterschieden habe? Drei Beispiele, die zu einer Verneinung dieser Frage führen, fallen mir gerade im Augenblick bei. Das erste Beispiel ist unter dem Stichwort „Das Geheimniss des Jagdschlusses Grunewald“ Brandenburgia I. 152—154 ausführlich erörtert: Kaiser Wilhelm I. verbietet die Untersuchung des Raumes unter der Spukterrasse im Jagdschloss. Ein zweites Beispiel liefert die eigene hohe militärische Umgebung des Kaisers, damals — 1867 — erst Königs von Preussen. Schneider a. a. O. I. 298 schreibt darüber: „Ich hatte [1867] für die Vorleseabende eine historische Übersicht der Prophezeiungen ausgearbeitet, welche den Kurfürsten von Brandenburg und den Königen von Preussen zu verschiedenen Zeiten die Kaiserwürde in bestimmte Aussicht gestellt. Zu-

\*) J. B. Fischer a. a. O. S. 746 sagt: „Der innere feine Kern [der Krötensteine] nimmt eine sehr gute Politur an, und wird zuweilen in Ringe gefasst“.

fällig erfuhren die beiden Generale [von Rauch und von Gerlach] schon am Vormittage davon, und verlangten sehr bestimmt, dass ich diesen Aufsatz vom Programme streichen und dem Könige weder jetzt, noch später vorlesen solle, weil solche Dinge die schon gefassten Entschlüsse nur wankend machen könnten.“ (Der deutsch-französische Krieg warf seine Schatten voraus.)

Unter der Bezeichnung „ein versteckter Talisman“ erzählt derselbe Louis Schneider ferner a. a. O., dass dem Kaiser am 30. Juni 1866 auf der Durchfahrt durch Sorau ein anscheinend von einem evangelischen Geistlichen verfasstes Gedicht überreicht wurde, unterzeichnet „ein Diener Christi, der heute zum ersten Male seinen geliebten irdischen König sah“, das sich in 5 Strophen auf den Aufruf „An mein Volk“ vom 18. Juni 1866 bezog. König Wilhelm steckte das Papier in den Ärmel-Aufschlag des Überrocks, den er bei Sadowa und sonst im Feldzuge trug. „Es ist“, schliesst Schneider, „jedenfalls ein merkwürdiges Zusammentreffen, dass der König es unbewusst, wie einen schützenden Talisman, während der ganzen Campagne bei sich getragen hat“.

Der zweite und dritte ebenerwähnte Fall lassen allerdings auch eine andere Deutung zu, der erste Fall passt dagegen genau in den Vorstellungskreis, welchen L. Schneider bei den Mächtigsten dieser Erde beobachtet haben will.

Schutzbriefe. Der Umstand, dass wir soeben unter dem „versteckten Talisman“ einen Schutzbrief für Kriegsnöte erwähnen mussten, möge es rechtfertigen, wenn wir hier anhangsweise noch zwei „Schutz- und Trutz-Zettel zum Festmachen“ abdrucken, die unser eifriges Mitglied Herr O. Monke mir, wie folgt, mitgeteilt hat.

a) Soll Einem nichts Unangenehmes widerfahren, so muss man einen Zettel mit folgenden Zeichen beschrieben, stets bei sich tragen:

C. 3. f. 14. V. O. 9. 33 ff.

b) „Dass Du nicht geschossen oder von einem Geschütz getroffen werdest, schreibe diese Worte und trage sie bey Dir, als:

† V. hate † pena munt = † onelli

willst Du es nicht gebrauchen, probiere es an einem Hund“.

Diese zwei Zauberformeln hat ein preussischer Hauptmann v. S. Herrn Monke mitgeteilt und die letztere derselben während des Feldzuges i. J. 1866 „mit Erfolg“ bei sich getragen.

c) erinnerlich ist mir, dass ich als Kreisrichter zu Coepenick bei Berlin um 1872 die Leiche eines in der Spree durch Zufall ertrunkenen jungen Schiffers zu untersuchen hatte; in seiner Briefftasche auf der Brust fand ich einen geschriebenen Zettel mit einem Zauberspruch, der vor dem Ertrinken schützen sollte. Der Zettel war von dem tückischen Element durchweicht und hatte dem Ärmsten nichts geholfen. —

Zum Beschluss der im Volksglauben eine grosse Rolle spielenden „figurirten Steine“, um einen beliebten Ausdruck der alten Geologen zu gebrauchen, seien die „Naturspiele“, die *lusus naturae* d. h. diejenigen Steine erwähnt, bei denen der alte Steinkundige der Ansicht war, dass die Natur sie, um sich selbst zu vergnügen, gewissermassen zu ihrer Unterhaltung geschaffen habe. Dergleichen Steine dienten in vorgeschichtlicher Zeit als Idole wie z. B. die pilzförmigen und sonstigen phantastischen Auswitterungen von Geschieben der Gneis-, Glimmerschiefer- und Granit-Formation pp., wie ich ein solches Auswitterungsprodukt von Kurland „Brandenburgia“ VI, 344 erwähnt habe. Dergl. seltsame Steinbildungen, durch chemische Auswitterung oder mechanischen Wind-Sandschliff hergestellt, wurden später, namentlich wenn sie nicht zu gross, vielmehr handlich sind, auch in der Provinz Brandenburg nicht selten als Amulette und Talisman angesehen. Noch jetzt sammelt man sie gern, stellt die grossen in Gärten und die kleinen wie Nippes auf Bördern, Schränken, Kommoden u. s. f. auf.

Ein Beispiel davon A. I. 6220 (vergl. die Abbild. in ca.  $\frac{1}{3}$  der Grösse) lege ich vor; der aus Kalk gebildete in einer Kiesgrube bei Eberswalde gefundene Stein hat allerdings eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Hühnerkopf. Unwissende, auch unter den Gebildeten, haben häufig eine kindliche Freude an ähnlichen zufälligen Bildungen und lassen sich mitunter garnicht davon abbringen, darin wirkliche Petrefakten, versteinerte Vogelköpfe, Schlangen, Kröten, Füsse, Finger, Herzen u. dgl. zu sehen. Auch dies gehört zu dem krassen, geradezu unausrottbaren Aberglauben. Dem Märkischen Museum sind eine Menge dergleichen *Lusus naturae* zugetragen, mitunter auch für hohe Preise zum Ankauf angeboten worden\*)



\*) Vgl. u. A. Joh. Friedr. Zöllner: Reise durch Pommern nach der Insel Rügen und einem Theile des Herzogthums Mecklenburg im Jahre 1795 Berlin 1797, S. 407: „Ohne zu bedenken, dass wir allenthalben im Kiesande mitten auf dem festen Lande runde und glattgeschliffene Steine von allerlei Farben, auch wol von sonderbaren Gestalten finden, hielt man es für etwas wundervolles, dass diese Steine so bunt und manche darunter einer Mandel, einem Ei, einem Vogelkopfe u. s. w. ähnlich wären. Dann und wann mochte auch wol, so lange hier noch Cabinettsstücke gesucht und theuer bezahlt wurden, ein Betrüger, oder ein Spassmacher der Natur ein wenig nachhelfen, um recht etwas Sonderbares anzubieten. So ward im Jahr 1701 ein Stein in Form eines Herzens nach Danzig geschickt, auf welchem ganz deutlich: *vivant Gedanenses* [es leben die Danziger] stand, und der so wie er war, hier (am Heiligendamm bei Doberan) gefunden sein sollte. Der Rector Wend zu Thorn schrieb über diesen Stein eine Dissertation, worin er ihn doch für ein Kunstwerk erklärte“. — Vor ca. 40 Jahren fand ich auf Rügen drei Gastwirte, die auf dergleichen Weise unermüdlich beflissen waren, ihre Gäste zu unterhalten und zu nasführen: den Gastwirt Schepler in Sagard, Besitzer der berühmten versteinerten Nonnen-Heerden, den alten Schilling auf Leuchtturm Arkona mit versteinerten



Damit seien die auf Volks- und Aberglauben Ihnen heut vorzulegenden Gegenstände erschöpft.

Auf vorstehender Tafel sind abgebildet:

- No. 464 Hexenschüssel, zu Seite 498;  
 „ 826 Blutstein, zu Seite 501;  
 „ 222, 3 aufgespaltene Donnerkiele, zu Seite 501;  
 „ 597 u. 801 Krötensteine, 597 Galerites vulgaris, 801 Cidaris vesiculosa, zu Seite 494;  
 „ 1180 Schwalbenstein, S. 496;  
 „ 1181 Adler- oder Klapperstein, Achilleum resonans, zu Seite 495;  
 „ 1182 Holzpflöck zum Bannen von Krankheiten, zu Seite 493.

9. Herr Buchholz: Im Anschluss an unsere Besichtigung der neu erbauten Georgen-Kirche und an den dabei von Ferd. Meyer gehaltenen geschichtlichen Vortrag möchte ich Ihnen die

Baulichen Veränderungen der alten Georgen-Kirche durch eine Folge von Abbildungen aus dem Märk. Museum vor Augen führen.

Auf dem Bilde No. 1, Abschnitt aus dem grossen perspektivischen Plan von J. B. Schultz, vom Jahre 1688, ist die Georgen-Kirche noch als Kapelle zu sehen, in der Gestalt, die sie mit unerheblichen Veränderungen von ihrer Erbauung im 13. Jahrhundert an bis zum Jahre 1704 behalten hat. Ein im Jahre 1693 vorgenommener Erweiterungsbau scheint nicht von grosser Bedeutung gewesen zu sein, dagegen machte die fortschreitende Bebauung der zu diesem Zweck mehr freigegebenen



Fig. 1.

„Königstadt“ (bisherigen Georgen-Vorstadt) schon im Jahre 1704 die Vergrösserung auf das Doppelte des Flächenraums erforderlich. Diese geschah in der Weise, dass man die östliche Giebelwand abbrach, die

Seehundsköpfen etc. und Behrendt senior auf Stubbenkammer mit zahlreichen versteinerten Schnurpfeifereien, letzterer auch eifrig bedacht, dass der sogenannte Opferstein der Hertha, unter dem ein germanischer Mahltrog als „Blutbecken“ liegt, dann und wann mit Tierblut beschmiert wurde. Wieviel kluge Berliner sind von diesem würdigen Trifolium am Narrenseil geführt worden! Auch jetzt kommt dergleichen, wie ich erst vor wenigen Monaten auf Rügen beobachtet, noch immer vor.

beiden Längswände nach Osten hin fortsetzte und den neuen Ostgiebel mit einer Apsis abschloss. So war das Kirchenschiff bei der gleichen Breite noch einmal so lang geworden und konnte über 400, gegen früher kaum 200, Sitzplätze aufnehmen. Ein Bild dieses Neubaus ist uns in



Fig. 2.



Fig. 3.

Figur No. 2 erhalten; der alte Teil der Kirche markiert sich durch die 5 Strebepfeiler, die das Widerlager für das Deckengewölbe bildeten, während der neue Anbau dieser Pfeiler nicht bedurfte, da die Decke



Fig. 4.



Fig. 5.

einfach aus Balkenlagen konstruiert wurde. Der auf dem Bilde mitabgezeichnete Turm in Spät-Renaissance-Architektur wurde 1714 erbaut. Er erlitt eine Veränderung im Jahre 1734, indem man den Galerie-Ab-satz über dem dritten Stockwerk abdeckte. Zugleich machte man den Bodenraum nutzbar, indem man auf jeder Seite des Daches 7 Mansarden-Fenster ausbaute, auch in der oberen Seitenwandung Lichtluken anlegte, wie die Abbildung No. 3 zeigt.

Im Jahre 1779—80 erfolgte, nachdem das ganze Kirchenschiff baufällig geworden war, ein Neubau von Grund aus, dessen Form aus dem Bilde No. 4 erkennbar ist. Nur der 1714 erbaute Turm war stehen geblieben. Eine weitere Veränderung trat im Jahre 1826 ein, indem das hohe schwere Ziegeldach durch ein flaches Zinkdach (später Schiefer) ersetzt wurde und in dieser Gestalt, die das Bild No. 5 wiedergiebt, haben wir alle die Kirche noch bis zum Jahre 1897 sehen können, in welchem sie abgebrochen und ihr Standort zum Vorplatz für die Westseite der neuen Kirche freigelegt wurde.

10. Vortrag des Herrn Predigers Dr. M. Runze: Volkstümliches aus dem Berliner Leben. Wir hoffen, diesen interessanten Vortrag in erweiterter Form zum Abdruck bringen zu können.

## Kleine Mitteilungen.

**Nachrichten über Dallgow, Seeburg und Gross-Glienicke, Kreis Ost-Havelland.** Exkursions-Bericht vom 6. November 1892. (Aus den Sammelkästen des Märk. Prov.-Museums.) Nach der Ankunft in Dallgow (Eisenbahnstation) wurde zuerst die sogen. „Schweinekuhle“ — ein Thal, welches auf der Westseite von ziemlich steilen Höhenzügen begrenzt wird — besichtigt. Sodann begab die Gesellschaft sich nach Dallgow. Dallgow ist ein anscheinend wohlhabendes, gut gebautes Dorf. Die Kirche hat öfters Brandschaden erlitten. Am 1. Juli 1891 wurde der Turm vom Blitz getroffen. Am 7. April 1869 brannte der Turm ab und ist zumteil erneuert. Bemerkenswert ist der Hochaltar und die denselben schmückenden Ölgemälde, den Gekreuzigten sowie das Abendmahl darstellend. Letzteres ist eine sehr tüchtige Leistung eines unbekannten Berliner Künstlers aus dem vorigen Jahrhundert. Hochinteressant sind die Hundefussstapfen in den quadratischen Ziegelsteinplatten, mit denen der Fussböden der Kirche und des Raumes unter dem Turm ausgelegt ist. Auch ein origineller Diebessegel wurde in einem Gesangbuch entdeckt\*). Der dortige Lehrer und Küster Herr Maschkewitz erklärte, er hätte sich aus den Kirchenbüchern das nötige Material ausgezogen, um eine kurze Geschichte der Kirche geben zu können. Das Pfarrhaus ist wohl — was ehrwürdiges Alter und charakteristische Bauart anbelangt — einzig in seiner Art. Herr Pastor Bollert erklärte, dass dasselbe ausweislich der noch vorhandenen Beläge, aus dem 15. Jahrhundert stammen müsse. Es ist, da es Umbauten seit 1570 niemals unterworfen worden ist, als ein Typus des vormaligen brandenburgischen ländlichen Pfarr-Hauses zu betrachten und seine Erhaltung dringend geboten. Als Belag, mit was für Faktoren z. Z. der Erbauung und wohl auch noch später gerechnet werden musste, dient der sogen. „Abgrund“.

\*) Vgl. Monatsblatt I, S. 105, II, S. 139 u. 197, IV, 235; auch III, S. 122.